



14  
/ 1-4









Chateaubriands  
Reise in Amerika.

---

Uebersetzt

von

Dr. R. J. Perleb.

---

Dritter Theil.

---

Freiburg im Breisgau.

Druck und Verlag von Friedrich Wagner.

---

1 8 2 8.



14.



## Der Ohio und der Mississippi.

---

Der Ohio wird durch die Vereinigung des Monongahela und des Alleghany gebildet, deren ersterer südlich in den blauen Bergen oder den Apalachen, der andere in einer nördlichen Gebirgskette zwischen dem Erie- und Ontario-See entspringt. Der Alleghany steht mittelst eines kurzen Seitenarmes mit dem Eriesee in Verbindung. Die beiden Flüsse vereinigen sich unterhalb der kleinen Festung, welche ehemals Fort Duquesne hieß, jetzt aber Fort Pitt oder Pittsburg genannt wird, am Fuße eines beträchtlich hohen Steinkohlenhügels; sie verlieren nun ihre Namen und erhalten die gemeinschaftliche Benennung Ohio, was — mit vollem Rechte — so viel heißt als schöner Fluß.

Mehr als sechzig Flüsse ergießen ihre Gewässer in diesen Strom; die von Osten und Süden kommenden entströmen den Höhen, welche die Wasserscheide zwischen dem atlantischen Ocean und dem Stromgebiete des Ohio und Mississippi bilden; die von Westen und Norden herfließenden haben ihre Quellen auf den Hügeln, deren Abhänge einerseits den Seen von Canada, andererseits dem Mississippi und Ohio Nahrung zuführen.

Der Raum, durch welchen der letztgenannte Strom seinen Lauf nimmt, stellt im Ganzen ein weites von gleichhohen Hügeln begränztes Thal dar, im Einzelnen aber ändert sich, wenn man auf seinen Fluthen dahinschiffet, die Scene mannigfach.

Es giebt keinen üppigern Landstrich als den vom Ohio bewässerten; die Hügel sind mit Wäldern von rothen Fichten \*), Corbeerholz \*\*), Myrten, Zuckerahorn und viererlei Eichen bedeckt; in den Thälern wachsen Wallnußbäume, Weißdorne, Eschen und Tupelobäume \*\*\*); die Sümpfe brin-

---

\*) Verschiedene verwandte Arten wachsen in jenen Gegenden, die eigentliche rothe Fichte (*Pinus rubra Mill.*) ist aber im nördlichen Europa, auf den Pyrenäen u. einheimisch. U. d. U.

\*\*\*) *Croton corylifolium Lam.* U. d. U.

\*\*\*\*) Von diesen Bäumen, die die Gattung *Nyssa Linn.* bilden, kommen in Nordamerika mehrere

gen Birken, Espen, Pappeln und die kahle Cypresse. \*) Die Indianer verfertigen Zeuge aus der Rinde des Pappelbaumes; sie essen den Bast der Birken; sie wenden den Saft des Wegdorns zur Heilung des Fiebers und zur Abhaltung der Schlangen an; die Eiche giebt ihnen Pfeile, die Esche Kanots.

Eine große Mannigfaltigkeit von Kräutern und Pflanzen schmückt das Land, doch besonders häufig sind: das 7 — 8 Fuß hohe Büffelkraut (herbe à buffle)\*\*), das Dreiblätterkraut (herbe à trois feuilles)\*\*), der Windhafer oder wilde Reis, und die Indigopflanze.

Unter dem überall fruchtbaren Boden stößt man bei fünf bis sechs Fuß Tiefe gemeinlich auf ein Lager eines weißlichen Gesteines, welches die Grundlage der trefflichen Dammerde ausmacht. Näher gegen den Mississippi hin besteht die Oberfläche des Bodens aus einer schweren schwarzen

Arten, theils auf Anhöhen, theils auf überschwemmtem Lande vor. U. d. U.

\*) *Cupressus disticha* Linn; kahle Cypresse genannt, weil sie im Herbst die Blätter (Nadeln) abwirft. U. d. U.

\*\*) Es läßt sich nicht ausmitteln, was eigentlich für Pflanzen unter diesen provinziellen Namen verstanden sind; ersteres scheint eine Doldenpflanze zu seyn. U. d. U.



Erde, unter der eine verschiedenfarbige Kreidenschichte liegt, und dann ganze, im Schlamm versunkene Cypressengehölze.

An dem Ufer des Chanon will man, 200 Fuß unter dem Wasserspiegel, an einer Felsenwand Schriftzüge gesehen haben; man schloß daraus, das Wasser sey ehemals um so viel weiter unten geflossen und unbekannte Völker hätten im Vorüberfahren auf dem Flusse diese geheimnißvollen Zeichen eingegraben.

Auf dem Ohio ist ein plötzlicher Uebergang der Temperatur und des Klima auffallend; in der Gegend von Canaway verschwinden auf einmal die erwähnten Cypressen und die Sassafrasbäume, Eichen- und Ulmenwälder nehmen zu. Alles gewinnt einen andern Anstrich, das Grün wird dunkler, jede Farbe minder lebhaft.

An diesem Strome giebt es, so zu sagen, nur zwei Jahreszeiten. Im November fällt mit einemmale das Laub der Bäume ab; alsbald folgt Schneegestöber, der Nordwestwind erhebt sich, der Winter herrscht. Trockne Kälte mit einem hellen Himmel dauert bis zum Monat März; nun dreht sich der Wind nach Nordost, und in weniger als vierzehn Tagen erscheinen die bisher mit Reif überzogenen Bäume von Blüthen bedeckt. Sommer und Frühling fließen ineinander.



Die Jagd ist höchst ergiebig. Brautenten \*) , Blauammeru \*\*) , Kardinäle \*\*\*) , Purpurfinken †) glänzen im Grün der Bäume ; der Whet = Shaw = Vogel ††) ahmt den Schall des Holzsägens nach , der Katzenvogel †††) und die Papageien , welche in der Nähe bewohnter Orte manche Wörter lernen , wiederholen dieselben in den Gehölzen. In großer Anzahl leben diese Vögel von Insekten : die grüne Tabakraupe , eine Art Maulbeerraupe , der Leuchtkäfer , die Wasserspinne , dienen ihnen vorzüglich zur Nahrung ; die Papageien aber sammeln sich in ganze Schaaren und verheeren die Saatsfelder.

Es ist ein Preis ausgesetzt für jeden Papageienkopf , und eben so für die Köpfe der Eichhörnchen.

Im Ohio leben ungefähr dieselben Fische , wie im Mississipi. Es ist etwas ziemlich gewöhnliches , Lachsforellen von 30 — 35 Pfund darin zu fan-

\*) „ Canards branchus , „ gewöhnlicher beaux canards huppés oder canards de la Caroline genannt ; *Anas sponsa* Lath. U. d. U.

\*\*) *Emberiza cyanea* L. U. d. U.

\*\*\*) *Loxia cardinalis* L. U. d. U.

†) *Fringilla purpurea* L. U. d. U.

††) Ein mir unbekannter Vogel. U. d. U.

†††) „ Oiseau-chat miaule , „ der Catbird der Amerikaner , *Muscicapa carolinensis* Linn.

U. d. U.

gen; auch fängt man häufig eine Art Stör, dessen Kopf wie eine Art Ruderschaukel gestaltet ist \*).

Wenn man den Ohio hinabgeht, kommt man über einen kleinen Fluß, welcher die Lecke der großen Gebeine (Lic des grands os) heißt. Lecke (Lic) nennt man in Amerika Bänke einer weißen etwas thonigen Erde, welche die Büffel gerne lecken; sie machen mit ihrer Zunge tiefe Furchen hinein. Die Excremente dieser Thiere enthalten so viel von dieser Erde, daß sie wie Kalkbrocken aussehen. Die Büffel suchen die Lecken wegen der darin enthaltenen Salze auf, durch welche diese wiederkauenden Thiere die Kolik heilen, die ihnen ihr rohes Futter oft verursacht. Indes läßt der Boden des Ohiothales keinen salzigen Geschmack wahrnehmen, sondern ist im Gegentheile ganz geschmacklos. Die Lecke des Leckeflusses ist eine von den größten die man kennt; die breiten zerstampften Pfade, welche die Büffel über die Grasebene hin gemacht haben, um zu der Lecke zu kommen, würden etwas Schreckhaftes haben, wenn man nicht wüßte, daß diese wilden Stiere die friedlichsten Geschöpfe von der Welt sind.

Man hat in dieser Lecke einen Theil des Gerippes von einem Mammoth \*\*) gefunden; ein Schen-

---

\*) Polyodon Folium Lacép., der Bieleckfisch.

A. d. U.

\*\*) Ein elefantenähnliches Thier, welches jetzt nicht

kelbein wog siebzig Pfund; die Rippen maßen mit ihrer Krümmung sieben Fuß, und der Schädel war drei Fuß lang; die Backenzähne waren fünf Zoll breit und acht lang, die Stoßzähne hatten von der Wurzel bis an die Spitze vierzehn Zoll.

Ähnliche Knochen sind in Chili und Rußland entdeckt worden. Die Tartaren behaupten, das Mammouth lebe noch heut zu Tage, an den Mündungen der Flüsse; auch versichert man, westlich vom Mississipi hätten Jäger es gesehen und verfolgt. Ist das Geschlecht dieser Thiere, wie man glauben muß, zu Grunde gegangen, wann fand dann wohl in so entfernten Ländern und unter so verschiedenen Himmelsstrichen diese Vernichtung statt? Wir wissen nichts und dennoch fordern wir täglich vom Schöpfer Rechenschaft über seine Werke!

Die Lecke der großen Gebeine ist ungefähr dreißig Meilen vom Kentuckyflusse entfernt. Die Ufer dieses letztern sind senkrecht abgeschnitten wie Mauern. Beachtenswerth in dieser Gegend sind: eine Art Straße, die die Büffel von der

---

mehr lebend auf der Erde vorzukommen scheint; *Mastodon giganteum Cuv.* Uebrigens ist dieses "Dhiothier" von dem eigentlichen Mammouth, *Elephas primigenius Blumenb.*, dessen Reste in Sibirien u. angetroffen werden, sehr verschieden.

U. d. U.



Höhe eines Hügel's herab gemacht haben; mehrere Erdharzquellen, welche man wie Brennöl benützen kann; Grotten, mit natürlichen Säulen geschmückt; und ein unterirdischer See, der sich in unbekannte Weiten erstreckt.

Beim Zusammenflusse des Kentucky und des Ohio entfaltet die Landschaft eine außerordentliche Pracht. Hier weiden Heerden von Rehen \*) und schauen von der Spitze eines Felsen herab, wie ihr auf dem Flusse dahinrudert; dort spiegeln sich Gruppen alter Fichten in den Gewässern ab; lachende Ebenen dehnen sich weiter, als das Auge reicht, und Streifen von Waldungen verhüllen den Fuß einiger Berge, deren Gipfel in der Ferne emporragt.

Gleichwohl heißt dieß herrliche Land «Kentucky,» von des Flusses Namen, welcher Fluß des Blutes bedeutet. Aber eben seine Schönheit zog ihm diesen unglücklichen Namen zu. Seit mehr als zwei Jahrhunderten kämpften die Völkerstämme der Cherokesen und der Irokesen um den Besitz dieses Landes und seiner Jagden. Sich auf diesem Kampfplage anzusiedeln wagte aber keine der Indianerhorden, und die Sawanoes, die Miamis, die Piankiciawoes, die Wanaoes,

---

\*) Wohl eigentlich eine Art Hirsche, *Cervus virginianus* Gm. U. d. U.



die Kasaskias, die Delawares, die Illinois kamen der Reihe nach, sich hier Schlachten zu liefern. Erst um das Jahr 1752 erhielten die Europäer etwas bestimmtere Kunde von den Thälern im Westen des Alleghany-Gebirges, welches anfänglich den Namen der endlosen Berge (Endless-mountains), der Kittatinny- oder der blauen Berge führte. Indes hatte schon Charlevoix im Jahr 1720 vom Laufe des Ohio gesprochen, und das Fort Duquesne, jetzt Pittsburg, war von den Franzosen an dem Vereinigungspunkte der beiden Flüsse, die den Ohio bilden, angelegt. Im Jahr 1752 gab Louis Evant eine Karte von dem Lande am Ohio und am Kentucky heraus; 1754 machte Jakob Macbrive einen Streifzug in diese Wildniß; weiter drang 1757 Jones Finley; und 1769 entdeckte der Oberst Boone den ganzen Landstrich und siedelte sich daselbst 1775 mit seiner Familie an. Man behauptet, der Doctor Wood und Simon Kenton seyen — 1773 — die ersten gewesen, welche auf dem Ohio von Pittsburg bis zum Mississippi hinabschifften. Nationalstolz veranlaßt die Amerikaner, die meisten Entdeckungen im Westen der vereinten Staaten sich zuzuschreiben; allein man muß nicht vergessen, daß die Franzosen von Canada und von Louisiana diese Gegenden von Norden und von Süden her schon längst durchzogen hatten, ehe die Ame-

riskaner von Osten dahin kamen, indem letztere auf ihrem Marsche sich durch die verbündeten Creeks und durch die Spanier von Florida gehindert fanden.

Dieses Land beginnt jetzt (1791) sich zu bevölkern; Pflanzer aus Pennsylvanien, Virginien und Carolina wandern ein, so wie auch manche meiner unglücklichen Landsleute, welche vor den ersten Stürmen der Revolution flohen.

Werden die Geschlechter der Europäer, die sich an diesen Ufern niederlassen, tugendhafter und freier seyn, als es die von ihnen ausgerotteten Geschlechter der Amerikaner waren? Werden nicht Sklaven, unter der Peitsche ihrer Herren seufzend, das Land anbauen, wo ehemals unabhängige Menschen wandelten? Werden nicht Gefängnisse und Galgen die Stellen einnehmen, wo die offene Hütte stand und die hohe Eiche, die nichts trug, als das Nest der Vögel? Wird der Reichthum des Bodens nicht neue Kriege entflammen? Wird Kentucky aufhören das Land des Blutes zu seyn, und werden die Ufer des Ohio von den Gebäuden der Menschen einen bessern Schmuck empfangen als von den Denkmahlen der Natur?

Vom Kentucky bis zu den Strömungen des Ohio (Rapides de l'Ohio) rechnet man eine Strecke von ungefähr achtzig Meilen. Diese Strömungen werden durch Felsen hervorgebracht, die sich unter Wasser im Flußbette befinden, es ist

jedoch weder gefährlich noch schwer, darüber hinabzuschiffen, da der mittlere Fall nur 4 — 5 Fuß auf  $\frac{1}{3}$  Meile beträgt. Der Fluß wird durch eine Inselgruppe, die mitten in den Strömungen liegt, in zwei Arme getheilt. Wenn man den Strom abwärts fährt, braucht man die Last der Schiffe nicht zu vermindern, beim Aufwärtsfahren hingegen ist eine Erleichterung des Fahrzeuges unerläßlich.

Der Fluß ist in der Gegend der Strömungen eine Meile breit. Bei der Fahrt auf diesem herrlichen Kanale wird unterhalb jener Strömungen der Blick besonders durch eine Insel angezogen, welche mit Ulmen bedeckt ist, an denen sich zierliche Gewinde von Lianen und wilden Reben hinschlingen.

Aus nördliche Ufer schließen sich die Hügel der Silberbucht (Crique d'argent) an. Der erste dieser Hügel fällt senkrecht in die Fluthen, sein röthlicher Abhang ist reich mit Kräutern geschmückt, hinter ihm erheben sich andere, mit Wäldern gekrönte Höhen, und steigen von Stufe zu Stufe immer höher empor, bis die erhabenen Gipfel der letzten, hell leuchtend und gleichfarbig in das Blau des Himmels verfließen.

Am südlichen Ufer breiten sich Savannen aus, besetzt mit zerstreuten Gebüsch und mit Heerden von Büffeln, die theils liegend ruhen, theils munter umherschweifen, die einen friedlich grasend, an-



dere in kleinen Schaaren mit gesenkten Köpfen sich zum Kampfe fodernd.

Die Mitte dieses Gemäldes nehmen die Strömungen des Ohio ein, und je nachdem die Strahlen der Sonne auf sie fallen, oder der Sturm sie peitscht, oder Wolken sie beschatten, flimmern sie in goldenen Wellen oder verwandeln sich in schnee-weißen Schaum, oder fließen in düstern Fluthen dahin.

Unterhalb der Strömungen ist ein Inselchen, wo Alles sich versteinert. Zur Zeit der Anschwellung des Flusses steht die kleine Insel ganz unter Wasser, und man behauptet, nur auf ihr zeige sich die versteinemde Kraft, sey aber schon am nächsten Ufer nicht mehr zu bemerken.

Von den Strömungen bis zur Einmündung des Wabash rechnet man 316 Meilen. Dieser Fluß steht mittelst eines 9 Meilen langen Seitenarmes mit dem Miami in Verbindung und dadurch mit einem See, der seinen Abfluß in den Eriesee hat. Die Ufer des Wabash sind hoch, man hat daselbst Silbererz entdeckt.

Vier und neunzig Meilen unterhalb der Mündung des Wabash fängt ein großer Cypressenwald an, und 56 Meilen weiter unten sind die gelben Bänke. Links ergießen sich, nur 18 Meilen von einander entfernt, wieder zwei Flüsse in den Ohio. Der erste heißt Cheroquois oder Ten-



nesse; er entspringt auf dem Gebirge, welches Carolina und Georgien von den s. g. westlichen Ländern scheidet, fließt anfänglich reißend und ungestüm am Fuße dieses Gebirges von Osten nach Westen, wendet sich dann plötzlich nach Norden, und wird, indem er mehrere Seitenflüsse aufnimmt, breiter, aber auch, gleichsam als wenn er, nach einem allzurasthen Laufe von 400 Meilen, ausruhen wollte, langsamer. An seiner Mündung hat er eine Breite von 600 Toisen, und an einer Stelle, welche der große Umweg (Grand Détour) heißt, bildet er ein Wasserbecken, dessen Ausdehnung eine volle Meile beträgt. Der zweite Fluß, der Begleiter des Tennessee, ist der Cumberland oder Shanawon. In den gleichen Bergen, wie jener, geboren, steigt er mit ihm in die Ebenen herab, aber, in der Mitte seiner Laufbahn genöthigt, den Tennessee zu verlassen, eilt er um so rascher durch die Einöde hin, und die beiden Zwillinge nahen einander noch einmal, und finden ihr Ende und ihre Vereinigung in den Fluthen des Ohio.

Das Land, welches diese Flüsse bespülen, ist allenthalben von Hügeln und Thälern durchschnitten und von einer Menge kleiner Bäche bewässert; doch zeigen sich am Cumberlandflusse auch einige flache, mit Schilf bewachsene Strecken, und mehrere große Cypressenwälder. Büffel und Rehe (?)

sind in diesem Landstriche in Ueberflusß vorhanden; die Einwohner bestehen aus wilden Horden, zumal Cherokesen. Indianische Begräbnißplätze sind häufig, und geben einen traurigen Beweis von der ehemaligen Bevölkerung dieser Einöden.

Von dem großen Cypressenwalde am Ohio schätzt man die Entfernung bis zu den gelben Bänken, wie gesagt, auf 56 Meilen. Die gelben Bänke haben den Namen von ihrer Farbe; sie liegen am nördlichen Ohio-Ufer, und man kömmt ganz nahe daran vorüber, weil auf jener Seite das tiefe Fahrwasser ist. Der Ohio hat fast überall ein doppeltes Gestade, eines für die Zeit der Wasseranschwellung, das andere für die Zeit der Trockenheit.

Von den gelben Bänken bis zur Einmündung des Ohio in den Mississippi, bei  $36^{\circ} 51'$  N. B., rechnet man etwa 35 Meilen.

Um ein richtiges Bild von dem Zusammenflusß dieser beiden Ströme zu erhalten, denke man sich, man schiffe von einer kleinen Insel, die unferne des östlichen Mississippi-Ufers liegt, in den Ohio ein. Nun sieht man links den Mississippi, welcher hier von Osten her beinahe gerade gen Westen fließt und eine ungeheure, trübe und tobende Wassermasse darstellt; rechts den Ohio, durchsichtiger als Krystall, ruhiger als die Luft, langsam von

Norden her gen Süden kommend und eine zierliche Beugung machend. Jeder hat, bei mittlerem Wasserstande, im Augenblicke der Vereinigung ungefähr zwei Meilen Breite. Auch ihre Wassermenge ist ziemlich gleich, und die beiden Ströme bekommen, da sie einander einen gleichen Widerstand entgegensetzen, einen langsamern Lauf und scheinen auf einige Meilen weit in ihrem gemeinschaftlichen Bette zu schlafen.

Die Landspitze am Vereinigungspunkt der Ströme ist etwa zwanzig Fuß über den Wasserspiegel erhöht, besteht aus Thon und Sand, und ist morastig wegen der oftmaligen Ueberschwemmungen. Es wachsen daselbst wilder Hanf \*), Weinreben, die am Boden kriechen oder an den röhri gen Stengeln des Büffelkrautes hinauffklettern, und Gebüsche von Weiden-Eichen. Wenn bei den erwähnten großen Ueberschwemmungen die zwei Ströme ihre Ufer verlassen und ihre Gewässer zusammenfließen, so gleichen sie einem unübersehbaren See.

Der Zusammenfluß des Missouri und Mississippi bietet eine, vielleicht noch merkwürdigere Erscheinung dar. Der Missouri ist ein ungestümer Strom mit lehmigem weißlichem Wasser, und stürzt sich

---

\*) Entweder verwilderter Hanf, oder wahrscheinlicher das hanfähnliche Hundskraut, *Apocynum cannabinum* Ait. N. d. U.



mit Hefigkeit in den reinen, ruhigen Miffiffipi. Im Frühling reißt er von feinen Ufern große Stücke Landes weg, und es gewähren dann diefe schwimmenden, mit frifchbelaubten oder blüthereichen Bäumen bedeckten Infeln, welche fich theils noch über Waſſer halten, theils ſchon halb verſunken ſind, ein wunderbares Schauſpiel.

Von der Mündung des Ohio ſind nur 15 Meilen biß zu den am öſtlichen Ufer des Miffiffipi liegenden Eiſengruben, und von dieſen biß zur Mündung des Chicaffasfluffes 67; ferners 104 Meilen biß zu den Hügeln von Margette, welche der kleine Fluß gleichen Namens beſpült, und auf denen ein beſonders reichliches Jagdrevier iſt.

Warum findet man ſo vielen Reiz an dem Leben in Wäldern? Warum vergift ſich auch ſelbſt der am meiſten an Geiſtesthätigkeit gewöhnte Mann freudig im Tumulte der Jagd? Durchs Gehölze ziehen, das Wild verfolgen, ſich eine Hütte bauen, ein Feuer anzünden, neben einer Quelle ſich ſelbſt die Mahlzeit bereiten, iſt fürwahr ein großes Vergnügen. Tausend Europäer lernten dieſes Vergnügen kennen und wollten nun kein anderes mehr, und der Indianer ſtirbt aus Sehnsucht, wenn man ihn in unfere Städte einſperret. Dieß beweist, daß der Menſch vielmehr zur phyſiſchen Thätigkeit, als zur Contemplation beſtimmt, in ſeinem Naturzuſtande nur



sehr wenig bedarf, und daß Einsalt der Seele eine unerschöpfliche Quelle des Glücks ist.

Der Weg vom Margette- zum St. Franzens-Flusse beträgt 70 Meilen. Der letztere Fluß erhielt seinen Namen von den Franzosen, und ist für sie noch ein Versammlungsort zur Jagt. Von dem St. Franzensflusse rechnet man 108 Meilen bis zu den Arkansas oder Arkansas. Die Arkansas sind noch sehr anhänglich an uns, wie denn überhaupt bei den Indianern die Franzosen unter allen Europäern am meisten beliebt sind. Dieß rührt von der Munterkeit der Franzosen her, von ihrer glänzenden Tapferkeit, von ihrem Geschmacke an der Jagd und selbst an der übrigen Lebensart der Wilden; — als ob die höchste Civilisation dem Naturzustande wieder näher bringe!

Der Arkansasfluß kann mit Kanots auf eine Strecke von mehr als 450 Meilen befahren werden; er durchfließt ein schönes Land, und seine Quelle scheint ihren unbekanntem Ursprung in den Bergen von Neu-Mexiko zu haben. Von dem Arkansas zum Yazous-Flusse sind 158 Meilen. An seiner Mündung hat der Yazou eine Breite von hundert Toisen, und zur Regenzeit können selbst große Schiffe mehr als 80 Meilen weit in ihm hinauffahren; nur ein kleiner Wasserfall nöthigt zum Umladen. Die Yazous, die Chaktas und die Chicassas bewohnten ehemals die Gegenden an diesem Flusse.

Die Yazous bildeten ein Volk mit den Natchez.

Das Flußgebiet von den Yazous bis zu den (eigentlichen) Natchez läßt sich so abtheilen: von den Gestaden der Yazous bis zum Bayouk-Noir 39 Meilen, vom Bayouk-Noir bis zum Steinfluß 30 Meilen, vom Steinflusse bis zu den Natchez 10 Meilen.

Von den Gestaden der Yazous bis zum Bayouk-Noir ist der Mississippi voll Inseln und macht große Umwege; seine Breite beträgt ungefähr zwei Meilen, seine Tiefe acht bis zehn Klafter. Man könnte den Weg mittelst einiger Durchschutte leicht sehr abkürzen. Die Entfernung zwischen Neu-Orleans und der Mündung des Ohio beträgt in gerader Linie kaum 460 Meilen, auf dem Flusse aber 856. Dieser Weg ließe sich wenigstens um 250 Meilen abkürzen.

Zwischen dem Bayouk-Noir und dem Steinflusse sieht man mehrere Steinbrüche, die ersten von der Mündung des Mississippi bis an den kleinen, darnach benannten Fluß.

Der Mississippi macht jährlich zwei Ueberschwemmungen, die eine im Frühling, die andere im Herbst; erstere ist sehr beträchtlich, sie beginnt im Mai und endet im Juni. Die Strömung des Flusses beläuft sich dann auf fünf Meilen für die Stunde, und die Gegenströmungen haben ziemlich eben die-

selbe Geschwindigkeit; eine wunderbare Fürsorge der Natur! denn ohne solche Gegenströmungen würde der Fluß nach aufwärts kaum schiffbar sein. \*) — Zu dieser Zeit schwillt der Strom sehr an, überschreitet seine Ufer, und das ausgetretene Gewässer kehrt nicht, wie beim Nil, später wieder ins Flußbette zurück, sondern bleibt auf dem Lande stehen oder sickert durch den Boden und setzt einen überaus fruchtbaren Schlamm ab.

Die zweite Anschwellung hat in Folge der Regengüsse im October statt, ist aber nicht so beträchtlich, wie jene im Frühling. Bei diesen Uberschwemmungen führt der Mississippi gewaltige Holzmassen mit sich fort, und läßt ein lautes Gebrülle hören. Die gewöhnliche Geschwindigkeit des Flusses ist ungefähr zwei Meilen auf die Stunde.

Etwas beträchtliche Anhöhen kommen längs des Mississippi zwischen Neu-Orleans und dem Ohio beinahe nur am linken Ufer vor, und sie nähern oder entfernen sich bald mehr bald weniger, so daß zwischen ihnen und dem Strome an manchen Stellen mehrere Meilen breite Savannen sind. Die Hügel laufen dabei denn auch nicht parallel mit dem Ufer, bald treten sie reihenweise zurück und lassen weite Zwischenräume, wodurch sich malerische Fernsichten

---

\*) Die Dampfschiffe haben die Schwierigkeit, gegen den Strom zu schiffen, beseitigt.



in die mit tausend Baumgattungen bepflanzten Thäler öffnen; bald drängen sie sich bis an den Strom, und bilden eine Menge Vorgebirge, die sich in den Fluthen spiegeln. Das rechte Ufer des Mississippi ist, wenige Ausnahmen abgerechnet, kahl, morastig, einförmig; mitten unter hohem, grünem und goldgelbem Schilf, womit es geschmückt ist, sieht man wilde Stiere hüpfen oder die Gewässer unzähliger, mit Wassergeflügel angefüllter Teiche flimmern.

Fische des Mississippi sind: der Barsch, der Hecht, der Stör und der Hausen; \*) auch fängt man darin ungeheure Krabben. \*\*)

Das Land in der Nähe des Stromes liefert Rhabarber, \*\*\*) Baumwolle, Indigo, Safran, wil-

\*) Diese Fische sind insgesamt von den gleichnamigen europäischen Arten verschieden; der Barsch ist vermuthlich der s. g. Black-perch, *Callinurus punctulatus* Rafin., der Hecht ist unserm gemeinen nahe verwandt, *Esox americanus* Lac.; der Stör ist der schon angeführte *Polyodon*, und der Hausen dürfte *Acipenser maculosus* Les. seyn.

U. d. U.

\*\*) Kurzgeschwänzte Krebse.

U. d. U.

\*\*\*) Eine wirkliche Rhabarber sicher nicht, vielleicht aber die rhabarberähnliche Wurzel einer *Umpfer*art.

U. d. U.

den Flachß, Sassafrasholz und den Wachsstrauch. \*) Eine einheimische Raupenart macht ziemlich starke Seide, und auf dem Grunde einiger Bäche findet man große Perlenmuscheln, welche aber keine Perlen von schönem Wasser geben. Man hat auch an einem Orte Quecksilber, an einem andern Lasurstein (Lapis Lazuli), \*\*) und an mehrern Orten Eisenerz entdeckt.

---

Die Fortsetzung des Manuscriptes enthält eine Beschreibung des Landes der Natchez und des Lauses des Mississipi bis Neu-Orleans. Beide Beschreibungen befinden sich vollständig in Atala und in den Natchez.

Unmittelbar hierauf folgen im Manuscripte einige sorgfältig übersezte Auszüge aus Bartram's Reisen. Ich habe denselben aber meine eigenen Bemerkungen, Betrachtungen, Berichtigungen, Zusätze, Beschreibungen eingewebt, ungefähr wie Ramond die Anmerkungen zu seiner Uebersetzung von Core's Reise in der Schweiz, und es ist nun Alles so zu einem Ganzen verflochten, daß es beinahe unmöglich wäre, das, was mir angehört,

---

\*) *Myrica cerifera* Lin.

U. d. U.

\*\*) Ohne Zweifel bloß ein dem Lasursteine ähnliches Mineral.

U. d. U.

von demjenigen, was von Bartram herrührt, zu trennen, oder auch nur überall zu unterscheiden. Es möge demnach, so wie es ist, hier stehen:

### Beschreibung einiger Ansichten im Innern von Florida.

Ein frischer Wind hatte unsre Fahrt beschleunigt. Der Fluß nahte seiner Einmündung in einen, etwa neun Meilen im Umfange habenden See, der vor uns ausgebreitet lag. Drei Inseln erhoben sich aus der Mitte des Sees; wir segelten nach der größten derselben hin, und erreichten sie um acht Uhr Vormittags.

Am Rande einer kreisförmigen Ebene stiegen wir an's Land, und zogen unser Kanot unter den Schatten einiger am Ufer befindlichen Kastanienbäume. Wir schlugen unsre Hütte auf einer kleinen Anhöhe auf. Es wehte ein gelinder Ostwind und erfrischte See und Wald. Maiskuchen dienten uns zum Frühstücke, dann zerstreuten wir uns auf der Insel, theils um zu jagen, theils zu fischen oder Pflanzen zu sammeln.

Es fiel uns eine Art Hibiscus auf, ein ungewöhnlich großes, mehr als zehn bis zwölf Fuß hohes und in spitzig kegelförmige Früchte endendes Kraut, welches an niedern, feuchten Stellen wächst. Seine glatten, leicht gefurchten Blätter werden be-



lebt durch schöne karmesinrothe Blumen, die man aus beträchtlicher Ferne schon wahrnimmt. \*) Die *Agave vivipara* erhob sich in den salzigen Buchten noch höher und stellte einen Wald 30 Fuß hoher Kräuter dar. Die reifen Samenkörner dieses Gewächses keimen manchmal auf der Mutterpflanze selbst, und die junge, schon entwickelte Pflanze fällt dann erst ab. Da die *Agave vivipara* oft am Ufer fließender Gewässer wächst, waren ihre nackten Samen, wenn sie weggespült wurden, in Gefahr zu Grunde zu gehen; daher gab ihnen die Natur für diesen besondern Fall die Entwicklung auf den alten Pflanzen, damit sie sich, sobald sie den mütterlichen Schooß verlassen, mittelst ihrer kleinen Wurzeln befestigen könnten.

Der amerikanische Rotang \*\*) war auf der Insel gemein. Sein halmartiger Stengel gleicht einem knotigen Rohrstocke, und sein Blatt dem des Lauchs; die Wilden nennen ihn *Apoya maksi*. Die indianischen Mädchen von schlechtem Lebenswandel zerreiben diese Pflanze zwischen zwei Steinen und reiben sich damit den Busen und die Arme ein.

---

\*) *Hibiscus militaris Cav.* oder *H. speciosus Ait.*  
A. d. U.

\*\*) „*Souchet d'Amérique*“, eine noch nicht genauer bekannte Art von *Calamus*. A. d. U.

Wir durchwanderten eine Grasebene (Prairie), welche mit gelbblumigem Jakobskraut, rosenrothen Malven und purpurnen Lobelien bestreut war, und leise Winde spielten mit diesen bunten Blüthen oder zogen lange Furchen in der grünen Fläche.

Auf sumpfigem Boden wächst häufig die Senega \*); sie gleicht in Gestalt und Farbe den Zweigen des rothen Weiderich, ihre Stengel kriechen theils auf der Erde, theils erheben sie sich in die Lüfte. Die Senega hat einen bitterlich-gewürzhaften Geschmack. Mit ihr wuchs die carolinische Winde \*\*), deren Blätter Pfeilen gleichen. Diese beiden Pflanzen finden sich allenthalben, wo es Klapperschlangen giebt; die erstere heilt ihren Biß, mit der andern reiben sich die Indianer die Hände, und halten sich dann hinreichend geschützt, um jene furchtbaren Thiere ohne Schaden anfassen zu können. Die Indianer sagen, der große Geist habe aus Mitleid für die nacktfüßigen Krieger vom rothen Fleische diese heilsamen Kräuter mit eigener Hand ausgesäet, trotz dem Widerspruche der Seelen der Schlangen.

Wir fanden auch die Schlangenzwurzel \*\*\*)

\*) *Polygala Senega L.* N. d. U.

\*\*) *Convolvulus carolinus Linn.?* N. d. U.

\*\*\*) *Aristolochia Serpentaria L.* N. d. U.

am Fuße großer Bäume; den Zahnwehbaum \*), dessen Stamm und Aeste mit Stacheln und mit taubeneigroßen Höckern besetzt sind; die Sumpfbeere \*\*), die mit ihren rothen Kirschchen unterm Moose wächst, und gegen Leberfluß angewendet wird; und der Faulbaum \*\*\*), welcher die Eigenschaft hat, die Schlangen zu vertreiben, sproßte üppig in den mit Eisenschlamm bedeckten stehenden Gewässern.

Ein unerwarteter Anblick überraschte uns hier: wir sahen eine indianische Ruine vor uns. Sie lag am Gestade des Sees auf einem Hügel; links bemerkte man einen 40 — 45 Fuß hohen Erdkegel, von welchem ein alter Weg ausgieng, durch ein herrliches Gehölze von Magnolien und grünen Eichen führte, und hierauf in einer Savanne endete. Bruchstücke von Gefäßen und mancherlei Geräthschaften lagen zerstreut umher, vermischt mit Muscheln, Versteinerungen und Thierknochen.

---

\*) „Arbre pour le mal de dents.“ Ich vermuthe, es seye dieß *Zanthoxylon fraxineum Willd.*, wie wohl ich die vom Verf. angegebenen Höcker nicht sicher zu deuten weiß. U. d. U.

\*\*\*) „Arctosta ou canneberge“; *Vaccinium macrocarpum L.* U. d. U.

\*\*\*\*) „Bourgène“, eigentlich *Rhamnus Frangula*, allein hier wohl *Rh. alnifolius Lher.*



Der Contrast zwischen diesen Ruinen und der Jugendlichkeit der Natur, diesen Denkmahlen von Menschen in einer Einöde, in welche wir zuerst eingedrungen zu seyn glaubten, ergriffen Geist und Herz auf das lebhafteste. Was für Menschen hatten diese Insel bewohnt? Ihr Name, ihr Stamm, die Zeit ihres Daseyns, alles ist unbekannt; vielleicht lebten sie schon, ehe der Welttheil, der sie in seinem Schooße barg, den andern drei Welttheilen bekannt war. Das stille Daseyn dieses Volkes war vielleicht gleichzeitig mit dem geräuschvollen Leben europäischer Nationen, welche jetzt auch schon verschollen sind und nur wenige Trümmer hinterlassen haben.

Wir untersuchten die Ruinen; in den sandigen Ritzen eines Grabhügels wuchs eine Art Mohn, auf dessen blaßgrünem Stengel eine rosenfarbne Blume ihr Haupt neigte. Die Indianer ziehen aus der Wurzel dieser Pflanze ein betäubendes Getränk, und der Stengel und die Blume haben einen angenehmen Geruch, der beim Berühren sich den Fingern mittheilt. \*) Wie sehr schickt sich diese Pflanze zum Schmuck des Grabes eines Wilden! Ihre Wurzeln geben Schlaf, und der Wohlgeruch der Blume, welcher dauernder ist als die Blume selbst, ist ein

\*) Dies scheint eine noch nicht botanisch beschriebene Mohn-Art zu seyn.

zartes Bild des Andenkens, das ein unschuldiges Leben in der Einöde zurückläßt.

Indem wir unsere Untersuchung fortsetzten, betrachteten wir die Moose, die hängenden Gräser, die verworrenen Gebüsch und diese ganze Schaar Pflanzen von melancholischem Aussehen, welche die Ruinen zu zieren lieben. Wir bemerkten besonders eine Art *Oenothera* (Nachtferze), von pyramidalischer Form, sieben bis acht Fuß hoch, mit länglichen, gezähnten, dunkelgrünen Blättern und gelben Blumen. Des Abends beginnt die Blume sich zu öffnen, sie entfaltet sich vollkommen während der Nacht, und der anbrechende Morgen findet sie in ihrer ganzen Schönheit; aber gegen die Mitte des Vormittags verwelkt sie, und fällt um Mittag ab. \*) So lebt sie nur wenige Stunden, allein sie verlebt diese Stunden unter einem heitern Himmel. Was liegt da an der Kürze des Lebens?

Einige Schritte von da zog sich gleichsam ein Zaun von Mimosen oder Sinnpflanzen hin; in den Gefängen der Wilden wird die Seele eines jungen Mädchens oft mit dieser Pflanze verglichen. \*\*)

Auf dem Rückwege zu unserer Lagerstätte kamen

\*) Diese Beschreibung paßt auf mehrere nordamerikanische Arten von *Oenothera*.

U. d. H.

\*\*) Alle diese Stellen sind von mir; aber ich bin

wir über einen Bach, der ganz mit Dionäen \*\*) eingefast war; eine Menge Eintagsfliegen sumsten umher. Auch drei Arten von Schmetterlingen beobachteten wir: der eine weiß wie Alabaster, ein zweiter glänzend schwarz mit gelben Bändern auf den Flügeln, der Dritte mit einem Sabelschwanz und goldnen blaugestreiften purpuraugigen Flügeln. Von den Dionäen angezogen, setzten diese Insekten sich auf die verrätherische Pflanze, aber kaum hatten sie die Blätter berührt, als sie schon von diesen festgehalten und zur Beute gemacht wurden.

Von unserer Ajupa aus giengen wir zu fischen, da unsre Jagd so wenig Erfolg gehabt hatte. Mit Netz und Angelschnur versehen, fuhren wir in unserm Kanot längs dem östlichen Gestade der Insel, zwischen reichlichem Seegrass und an schattigen Vorgebirgen hin. Die Lachsforelle war so gefräßig, daß wir sie mit bloßen Angeln ohne Köder fingen;

---

es der historischen Wahrheit schuldig, zu gestehen, daß wenn ich heute die indianischen Ruinen von Alabama sähe, ich ihr Alter minder hoch anschlagen würde.

\*) *Dionaea Muscipula*, die amerikanische Fliegenklappe ist ein kleines Kraut, dessen Blätter vorne zwei reizbare, borstige Lappen haben, welche, wenn ein Insekt sich darauf setzt, oder sie sonst von etwas berührt werden, sich rasch zusammenschlagen und jenes so lange festhalten als es sich bewegt.



und der Goldfisch (Poisson d'or \*) zeigte sich in unzähliger Menge. Man kann nichts Schöneres sehen, als diesen kleinen König der Fluthen. Er ist ungefähr fünf Zoll lang, sein Kopf ultramarinblau, die Seiten und der Bauch wie feuerfunkelnd, und ein brauner Streif an beiden Seiten der Länge nach hinablaufend; der Stern seiner großen Augen glänzt wie polirtes Gold. Der Fisch ist fleischfressend.

In einiger Entfernung vom Ufer, aber noch im Schotten einer Cypresse, bemerkten wir kleine Schlammpyramiden unter dem Wasser, die sich bis an die Oberfläche desselben erhoben. Eine Legion Goldfische nähete stille diesen Festungen; plötzlich brauste das Wasser, die Goldfische flohen. Krebse, mit großen Scheeren bewaffnet, kamen aus dem angegriffenen Platze und warfen die glänzenden Feinde zurück. Aber bald kehrten die zerstreuten Schaaren wieder, erneuerten ihren Angriff, zwangen nun ihrerseits die Belagerten zur Flucht, und die tapfere, aber langsame Besatzung suchte in rückgängiger Bewegung Schutz in ihrer Citadelle.

---

\*) Beschreibung und Wohnort zeigen, daß hier nicht von dem bei uns s. g. Goldfische (*Cyprinus auratus*), sondern von einer ganz andern — mir unbekanntem — Gattung die Rede ist.

Krokodile, schwimmenden Baumstämmen ähnlich, Lachsforellen, Hechte, Bärse, Brachsen, Augenfische \*), Trommelfische, Goldfische, insgesammt einander tödtliche Feinde, schwammen untereinander in dem See umher, und schienen einen Waffenstillstand geschlossen zu haben, um gemeinschaftlich den schönen Abend zu genießen; das azurne Gewässer schmückte sich mit ihren schillernden Farben. Das Wasser war so rein, daß man Fische, welche wohl zwanzig Fuß tief schwammen, mit der Hand ergreifen zu können glaubte.

Um zu der Bucht, wo wir unsre Lagerstätte hatten, zurückzugelangen, brauchten wir uns nur der Willkühr des Windes und der Wellen zu überlassen. Die Sonne nahete dem Untergange; im Vordergrunde der Insel zeigten sich grüne Eichen, deren wagerechte Aeste gleichsam Sonnenschirme bildeten, und Azaleen, welche wie rothe Korallen glänzten.

Mehr im Innern der Insel erhoben sich jene schönsten aller Bäume, die Papayen oder Melonenbäume \*\*); — ihr gerader, narbigter, hellgrauer Stamm, zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß hoch, trägt einen Busch großer stark gerippter Blätter, deren Rand in zierlich S-förmiger Krümmung, wie eine antike Base ausgeschweift ist.

\*) *Perca ocellata* L.

N. d. U.

\*\*) *Czrica Papaya* L.

N. d. U.

Die birnförmigen Früchte sind oben um den Stamm gereiht, wie ein Krystallgeschmeide, und der ganze Baum gleicht einer silbernen, mit getriebener Arbeit verzierten Säule, auf welcher eine korinthische Urne stünde.

Noch weiter hinten stiegen Magnolien und Ambrabäume stufenweis in die Lüfte, und als nun die Sonne hinter diesen Bäumen hinabsank, verbreiteten die Bewegungen von Licht und Schatten einen eigenthümlichen Zauber über die Landschaft: hier stahl sich ein Strahl durch das dichte Laubgewölbe des Waldes und glühte im dunkeln Grün wie ein Karfunkel; dort schimmerte das Licht durch die Stämme und Zweige, und warf auf den Rasen wachsende Säulen und bewegliches Gitterwerk. Am Himmel waren Wolken von allen Farben, die einen unbeweglich und großen Gebirgen oder alten Thürmen an einem Strome ähnlich, andre wie rosenfarbner Rauch oder weiße Seidenflocken dahinschwebend. Aber ein Augenblick, und die Scene dieser Luftgebilde war geändert! Nun sah man wie in flammende Feuressen, gewaltige Haufen glühender Kohlen, Lavaströme und brennende Landschaften. Die gleichen Farben wiederholten sich in dennoch wohlgeschiedenen Bildern, Feuer glühte neben Feuer, blasses Gelb stand neben blassem Gelb, Violet



neben Violet; Alles war Glanz, Alles von Licht umgeben, durchdrungen, gesättigt.

Doch — die Natur spottet des Pinsels der Menschen. Wenn man glaubt, sie habe ihre höchste Schönheit erreicht, lächelt sie und wird noch schöner.

Zu unserer Rechten waren die indianischen Ruinen, zur Linken unsre Jägerhütte, vor uns wiederholte die Insel ihr Bild in den Wellen. Gen Osten zeigte sich der Mond und ruhte wie unbeweglich auf entfernten Bergspitzen; gen Westen schien das Himmelsgewölbe zu einem Meere von Saphir und Diamanten geworden, und die Sonne, halb untergetaucht, darein zerfließen zu wollen.

Alle Geschöpfe richteten, wie wir, ihre Aufmerksamkeit auf dieses große Schauspiel. Das Krokodil, gegen das Gestirn des Tages gekehrt, stieß aus seinem weiten Rachen das Wasser des Sees in bunten Garben aus; auf einem dürrn Aste sitzend, pries der Pelikan den Herrn der Natur auf seine Weise, während der Storch sich über die Wolken emporschwang, um Ihn in jenen Höhen zu loben.

Auch wir wollen Dir lobsingen, Gott des Weltalls, Dir, der Du so viele Wunder thust! Möge sich die Stimme eines Menschen mit den Stimmen der Wildniß vereinen; Du vernimmst

das Stammeln des schwachen Sohns des Weibes mitten unter dem Geräusche der Sphären, denen Deine Hand ihre Bahnen anwies, mitten unter dem Gebrülle des Abgrundes, dessen Pforten du versiegelt hast. —

Auf die Insel zurückgekommen hielt ich eine treffliche Mahlzeit; frische Lachsforellen, mit Sumpfbeeren zubereitet, waren ein Gericht, einer Königstafel würdig; auch war ich mehr als König. Hätte mich das Schicksal auf einen Thron gesetzt und eine Revolution mich hinabgestürzt, so würde ich, anstatt wie Karl und Jakob ein elendes Daseyn in Europa hinzuschleppen, zu den Bewerbern um meinen Thron gesagt haben: «Mein Platz reizt eure Gier; wohlun, versucht es, ihn einzunehmen; ihr werdet sehen, daß er nicht so angenehm ist. Erwürgt euch um meinen alten Mantel; ich will hingehen, in Amerika der Freiheit zu genießen, die ihr mir wiedergabt.»

Wir hatten einen unvermutheten Zeugen unseres Abendessens: ein Loch, einem Dachsbau ähnlich, war der Aufenthalt einer Schildkröte. Diese Einsiedlerin kam aus ihrer Klause hervor und trat mühesam den Weg nach dem Wasser an. Sie glich fast völlig den Meerschildkröten, nur hatte sie einen längern Hals. Wir tödteten diese friedliche Königin der Insel nicht.

Nach der Mahlzeit setzte ich mich, von den

Andern entfernt, ans Gestade. Nichts war zu hören als das Rauschen der heran- und zurückfließenden Wellen des Sees auf dem sandigen Ufer. Leuchtkäfer glänzten in der Dämmerung, verdunkelten sich aber, wenn sie unter der Mondscheibe vorüberflogen. Ich verfiel in jene Art von Träumerei, welche allen Reisenden bekannt ist; ohne deutliches Bewußtseyn meines Ichs wähnte ich ein bloßer Theil des großen Ganzen zu seyn, und nur wie die Bäume und Blumen zu vegetiren. Dieß ist vielleicht der süßeste Zustand, in welchem sich der Mensch befinden kann, denn selbst, wenn er glücklich ist, hat jede seiner Freuden einen Nachgeschmack von Bitterkeit, ein unerklärliches Etwas, das man die Traurigkeit des Glückes nennen könnte. Diese Träumerei des Reisenden ist eine Art Vollheit des Herzens und Leere des Kopfes, welche uns ganz und in Ruhe unserß Daseyns genießen läßt; denn nur durch das Denken stören wir die Glückseligkeit, die uns Gott giebt: die Seele ist friedlich, der Geist aber ist nie ruhig.

Die Wilden von Florida erzählen, mitten in einem See liege eine Insel, worauf die schönsten Weiber von der Welt lebten. Die Muskogulgen wollten mehreremal die Eroberung der Zauberinsel versuchen; aber diese elyseischen Gefilde flohen vor ihren Kanots und verschwanden. Welch' natürli-



ches Bild der Zeit, die wir in Verfolgung unserer Hirngespinnste verlieren! In diesem Lande war auch ein Quell der Verjüngung. Wer möchte nicht wieder jung werden?

Den folgenden Tag verließen wir noch vor Sonnenaufgang die Insel, durchschifften den See und fuhren wieder in den Fluß ein, welchen wir herabgekommen waren. Dieser Fluß war voll Kaimans \*). Sie sind nur im Wasser, zumal beim Aussteigen aus den Schiffen, gefährlich. Zu Lande kann ihnen ein Kind, in gewöhnlichem Schritte gehend, entkommen. Um ihren Ueberfall zu verhüten, steckt man Kräuter und Schilf in Brand; der Anblick großer Strecken Wassers, mit Feuerflammen überzogen, giebt dann ein wunderbares Schauspiel.

Wenn das Krokodil dieser Gegenden sein volles Wachsthum erreicht hat, mißt es ungefähr 20 — 24 Fuß vom Kopf bis zur Schwanzspitze. Sein Leib ist so dick wie der eines Pferdes, und das ganze Thier hätte völlig die Gestalt einer gemeinen Eidechse, wenn nicht sein Schwanz von beiden Seiten flachgedrückt wäre, wie ein Fischschwanz. Es ist mit Schuppen bedeckt, welche

---

\*) Kaimans oder Alligators werden die amerikanischen Krokodile genannt; hier *Crocodylus Lucius* Cuv. N. d. U.

keine Flintenfugel durchdringt, ausgenommen in der Nähe des Kopfes und zwischen den Füßen. Der Kopf ist ungefähr drei Fuß lang; die Nasenlöcher sind weit; nur die obere Kinnlade ist beweglich und sie öffnet sich bis zum Abstände eines rechten Winkels von der untern.\*) In dieser befinden sich zwei lange Zähne, wie die Hauer des Ebers, welche diesem Ungeheuer ein furchtbares Ansehen geben.

Das Weibchen des Kaimans legt seine weißlichen Eier ans Ufer, und bedeckt sie mit Kräutern und Schlamm. Diese Eier, deren Anzahl oft an hundert steigt, bilden mit der leetigen Erde, womit sie bedeckt sind, kleine Erhabenheiten von etwa vier Fuß Höhe und fünf Fuß Durchmesser. Durch die Sonne und die Gährung des Schlammes werden die Eier ausgebrütet. Die Weibchen unterscheiden ihre eigenen Eier nicht von denen anderer Weibchen; sie bewachen sämtliche der Sonne ausgesetzten Eierhausen. Ist es nicht seltsam, hier bei den Krokodilen die gemeinschaftlichen Kinder der platonischen Republik zu finden?

Die Hitze war äußerst drückend; wir schifften mitten in sumpfigem Wasser, unsere Kanots wur-

---

\*) Dies ist bloß scheinbar, die obere Kinnlade bewegt sich nur mit dem ganzen Kopfe.

den leck, die Sonne hatte das Pech an der Bekleidung geschmolzen. Mehrere Male kamen glühende Windstöße aus Norden; und meine Reisegefährten prophezeihten einen Sturm, weil die Savannenkatze \*) unaufhörlich an den Nisten der grünen Eiche auf- und abkletterte. Die Moskiten quälten uns entsetzlich. In den Niederungen gewahrte man Irrlichter.

---

Wir haben auf eine sehr unangenehme Art, ohne Ajupa, auf einer sumpfigen Halbinsel übernachtet; der Mond und alle Gegenstände waren in einen rothen Nebel eingehüllt. Diesen Morgen war völlige Windstille, und fruchtlos versuchten wir zu Schiffe ein etliche Meilen entlegenes indianisches Dorf zu erreichen; nachdem wir ein Stück weit den Fluß hinausgerudert, waren wir genöthigt, an der Spitze eines mit Bäumen bedeckten Vorgebirges zu landen, von wo wir eine unermessliche Aussicht haben. Wolken steigen am nordwestlichen Horizonte auf und kommen immer näher. Wir machen uns, so gut wir können, ein Schutzdach aus Baumästen.

---

Die Sonne verbirgt sich; das erste Rollen

---

\*) *Arvicola pensylvanica* Harl., *Mynomes pratensis* Raf. A. d. U.



des Donners läßt sich hören, die Krokodile antworten mit einem dumpfen Brüllen. Eine unermessliche Wolkensäule dehnt sich von Nordost nach Südost; der übrige Himmel ist dunkel kupferroth, halbdurchsichtig und von Blitzen durchzuckt. Die Bildniß von einem trügerischen Lichte erhellt, das Ungewitter über unsern Häuptern hängend und jeden Augenblick den nahen Untergang drohend, bilden ein höchst großartiges Gemälde.

---

Das Ungewitter ist da! Eine Fluth von Feuer ohne Wind und ohne Wasser! Schwefelgeruch erfüllt die Luft! die Gegend ist wie von einer Feuersbrunst beleuchtet..

---

Jetzt öffnen sich die Wasserfälle des Weltraumes. Die Regentropfen sind nicht mehr getrennt; ein Strom von Wasser verbindet die Wolken mit der Erde.

---

Die Indianer sagen, das Rollen des Donners werde durch ungeheuer große Vögel hervor gebracht, welche in der Luft mit einander kämpfen, und durch die Anstrengungen eines Greises, sich einer feurigen Schlange durch Erbrechen zu entledigen. Zum Beweise dieser Behauptung zei-

gen sie Bäume, an denen der Blitz ein schlangenähnliches Bild eingebrannt hat.

Oft werden Wälder vom Blitze entzündet; sie brennen dann so weit fort, bis ein Fluß dem Brande Grenzen setzt, und solche abgebrannte Wälder verwandeln sich in Seen und Moräste.

---

Der Regenspfeifer, dessen Stimme wir aus den Lüften und mitten aus Regen und Donner hören, verkündet uns das Ende des Gewitters. Der Wind jagt die Wolken am Himmel hin und reißt sie auseinander; Donner und Blitz folgen ihnen; der Wind wird kalt und laut; von jenen Regenströmen sind nur einzelne Wassertropfen übrig, die wie Perlen vom Laube der Bäume herabfallen. Unsre Fischerneze und Reisevorräthe schwimmen in den bis an den Rand mit Wasser angefüllten Kanots.

---

Das Land, welches die Creeks (die verbündeten Muskogulgen, Siminolen und Cherokee) bewohnen, ist bezaubernd schön. Man findet daselbst eine Menge natürliche Wasserbehälter in geringen Entfernungen von einander und von verschiedener Weite und Tiefe. Sie stehen durch unterirdische Kanäle mit den Seen, Teichen oder Flüssen in

Verbindung. Jeder solche s. g. Brunnen befindet sich im Mittelpunkte eines mit den schönsten Bäumen bewachsenen Hügels und pflegt mit völlig reinem Wasser angefüllt zu seyn, in dessen Tiefe glänzende Fische schwimmen. Zur Regenzeit verwandeln sich die Savannen in eine Art Seen, aus welchen die eben erwähnten Hügel hervorragen.

Cuscowilla, ein siminolisches Dorf, liegt auf einer Anhöhe, die zu einer Kette sandiger Hügel gehört, 400 Toisen von einem See. Ein lichter Fichtenwald trennt das Dorf von dem See. Man sieht zwischen den Baumstämmen, wie zwischen Säulen hindurch die Hütten, den See und seine theils mit Wald, theils mit Wiesen umsäumten Ufer. So sollen sich das Meer, die Ebene und die Ruinen von Athen zwischen den noch aufrecht stehenden Säulen vom Tempel des olympischen Jupiters darstellen. \*)

Etwas Schöneres als die Umgebungen von Apalachucla, der Stadt des Friedens, ist kaum denkbar. Vom Flusse Chata-Uche aus erhebt sich das Land terrassenartig gen Westen, und so wie man von Terrasse zu Terrasse hinansteigt, sieht man die Bäume mit der Höhe sich ändern: am Ufer des Flusses sind es Weiden-Eichen, Lorberbäume \*\*)

---

\*) Später sah ich dieses selbst.

\*\*) *Laurus caroliniensis?* oder vielleicht *Myrica cerifera*. U. d. U.



und Magnolien, höher oben Sassafras und Platanen, noch höher Ulmen und Nußbäume; endlich auf der obersten Terrasse steht ein Eichenwald, von dessen Aesten lange weiße Moosbärte herabhängen. Raste, zackige Felsen ragen über den Wald hervor.

Kleine Bäche ergießen sich von diesen Felsen, rieseln zwischen Blumen in hundert Krümmungen durch das Grün der Wiesen, oder fallen in krystallene Becken. Wenn man von jenseits des Chatauche diese erhabenen Stufen, mit der Architektur der Berge gekrönt, plötzlich gewahr wird, glaubt man den Tempel der Natur und die prachtwolle Treppe, die zu ihm emporführt, vor sich zu sehen.

Am Fuße dieses Amphitheaters ist eine Ebene, auf welcher Heerden europäischer Stiere, ganze Geschwader von Pferden spanischer Rasse, Rudel von Hirschen, Schaaren von Kranichen und Trutzhühnern weiden, und den grünen Wiesengrund mit einem bunten Leben erfüllen. Diese Vereinbarung gezähmter und wilder Thiere, und die siminolischen Hütten, in denen man schon einige Fortschritte der Civilisation mitten unter der indianischen Unwissenheit gewahr wird, vollenden die Eigenthümlichkeit dieses Gemäldes.

---

Hiermit endet der eigentliche Reisebericht oder die Angabe der durchwanderten Gegenden; aber

meine Aufzeichnungen enthalten noch eine Menge Nachrichten über die Sitten und Gebräuche der Indianer. Ich habe die vereinzelteten Notizen sorgfältig gesichtet und in gemeinsame Kapitel zusammengestellt, und meine Erzählung bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte fortgeführt. Sechsendreißig Jahre, welche seit meiner Reise verflossen sind, haben Vieles aufgehehlet, und in der alten und neuen Welt Vieles geändert; sie konnten auch nicht ohne Einfluß auf die Denkweise des Schriftstellers bleiben, und berichtigen sein Urtheil in vielen Stücken. — Bevor ich aber zur Betrachtung der Sitten der Wilden übergehe, will ich meinen Lesern einige Skizzen aus der Naturgeschichte von Nordamerika vorlegen.

---

## Naturgeschichte. \*)

---

### Biber.

Wenn man die Werke der Biber zum erstenmale sieht, wird man unwillkürlich zur Bewunderung gegen Denjenigen hingerrissen, welcher ein armes kleines Thier die Kunst der Baumeister Babylons lehrte, und welcher den auf sein Erfindungsvermögen so stolzen Menschen oft zu einem Insekte in die Schule schickt.

Daben diese erstaunenswürdigen Geschöpfe ein Thal aufgefunden, durch das ein Bach fließt, so

---

\*) Einige kleine Ungenauigkeiten und verschiedene rednerische Ausschmückungen abgerechnet, sind die Angaben des Verfassers richtig, und es scheint überflüssig, erstere besonders zu beleuchten, da das Ganze nicht auf wissenschaftliche Auctorität Anspruch macht. U. d. U.



sperrten sie diesen mittelst eines Dammes, und schwellen dadurch das Wasser dermaßen, daß es bald den ganzen Raum zwischen den beiderseitigen Anhöhen füllt; hier bauen sie dann ihre Wohnungen. Jener Damm hat folgende Bauart.

Von beiden Abhängen des Thales geht eine Reihe eingerammter Pfähle aus, welche mit Baumästen durchflochten und mit einer Art Mörtel verkleidet sind. Ungefähr fünfzehn Fuß weiter hinten läuft eine zweite Pfahlreihe, und der Zwischenraum ist mit Erde ausgefüllt.

So geht der Damm zu beiden Seiten fort bis auf eine Oeffnung von etwa zwanzig Fuß in der Mitte; hier, wo das Wasser seine stärkste Kraft hat, ändern die Ingenieure das Baumaterial, indem sie den Unterbau durch aufeinandergelegte Baumstämme verstärken, welche mittelst eines ähnlichen Kittes, wie die Pallisaden, verbunden werden. Manche dieser Dämme sind bis 100 Fuß lang, 15 hoch und 12 an der Grundfläche breit, aber nach oben in mathematischem Verhältnisse schmaler werdend, so daß die obere, wagerechte Fläche nur 3 Fuß breit ist. Die dem Wasser zugekehrte Dammseite läuft schräg abwärts, die entgegengesetzte aber ist vollkommen senkrecht.

Alle Umstände weiß der Biber gleichsam voraus zu berechnen. So bestimmt er nach der Höhe des Dammes die Anzahl der Stockwerke seines

künftigen Hauses; so weiß er, wo das Anschwellen des Wassers nicht mehr zu fürchten ist, und bei welcher Höhe der Abfluß des Wassers über den Damm statt findet. Demnach macht er sich eine Kammer, in welcher er vor der größten Anschwellung sicher ist, und bringt oft sogar eine Sicherheitschleuse, die er nach Belieben öffnet oder schließt, im Damme an.

Die Art, wie die Biber Bäume fällen, ist sehr merkwürdig. Sie wählen stets Bäume am Ufer eines Flusses. Eine der Wichtigkeit der Arbeit angemessene Zahl von Arbeitern zerlegt unausgesetzt an den Wurzeln und zwar nicht auf der Land-, sondern nur auf der Wasserseite, damit der Baum in den Fluß falle. Ein Biber steht in einiger Entfernung und benachrichtigt die Holzhauer durch ein Pfeifen, wenn er den Gipfel des zu fallenden Baumes sich neigen sieht, damit sie dem Falle ausweichen. Die Arbeiter flößen nun den Stamm bis zu ihrer Stadt, wie die Egyptier, um ihre Hauptstädte zu schmücken, die in den Steinbrüchen von Elephantine gehauenen Obelisken den Nil hinunter brachten.

Die Palläste in dem Venedig der Wildniß, in einem künstlichen See erbaut, haben zwei, drei, vier und fünf Stockwerke, je nach der Tiefe des Sees. Das Gebäude ruht auf sechs Piloten und ragt mit zwei Drittheilen seiner Höhe über den

Wasserspiegel empor. Die Piloten tragen den ersten Boden, welcher aus kreuzweise gelegten Birkenreisern gemacht ist, und auf welchem sich der Vorsaal des Gebäudes befindet. Die Wände dieses Vorsaals laufen nach oben in ein Gewölbe zusammen, das mit Thon wie mit einer Bergypfung überzogen ist. In dem Fußboden ist eine Art Fallthüre (trappe) angebracht, durch welche die Biber zum Bade hinabsteigen oder die Espenzweige, wovon sie sich nähren, herbeiholen. Diese Zweige liegen nämlich unter Wasser in einem gemeinschaftlichen Magazine zwischen dem Pfahlwerk der Wohnungen aufgeschichtet. Ueber dem ersten Stockwerke des Pallastes befinden sich noch drei andere von ähnlicher Bauart, aber in so viele Kammern getheilt, als Biber sind. Gewöhnlich wohnen nämlich 10 — 12 Biber, in drei Familien geschieden, beisammen. Die Familien versammeln sich in dem erwähnten Vorsaale und halten ihre Mahlzeit in Gesellschaft. Ueberall herrscht die größte Reinlichkeit. — Nebst der Thüre zum Bade sind noch Ausgänge für verschiedene Bedürfnisse der Bewohner vorhanden. Die Kammern sind mit jungen Tannenzweigen ausgekleidet, und nicht der mindeste Unrath wird darin geduldet. Wenn die Eigenthümer ihre Landhäuser beziehen, welche am Ufer des Sees liegen und auf ähnliche Weise, wie die der Wasserstadt, gebaut sind, so



nimmt Niemand ihre Plätze ein: die Wohnung bleibt leer bis zu ihrer Rückkunft. Zur Zeit des Schneeschmelzens ziehen sich die Biber in den Wald zurück.

So wie eine Schleuse gegen die zu große Anschwellung des Wassers, so ist auch, zum Behuf der Räumung der Stadt, ein verborgener Weg vorhanden. In den gothischen Schlössern führte ebenfalls ein unterirdischer Gang von den Thürmen ins Freie.

Endlich giebt es sogar eigene Häuser für die franken Biber. Und alle diese Werke berechnet und vollbringt ein schwaches, unförmliches Thier!

Gegen den Monat Juli halten die Biber eine allgemeine Rathsversammlung und ziehen in Erwägung, ob es räthlich sey, die alten Wohnungen und den alten Damm auszubessern, oder ob man vortheilhafter eine neue Stadt und einen neuen Damm anlegen würde. Zeigt sich Mangel an Lebensmitteln in der Nähe, oder haben die Gewässer und die Jäger die Bauten allzu sehr beschädigt, so beschließt man, eine andere Niederlassung zu gründen. Findet man im Gegentheile, daß das alte Werk könne beibehalten werden, so wird alles ausgebessert und man beschäftigt sich mit Einbringung der Wintervorräthe.

Die Biber haben eine regelmäßige Regierungsform. Aufseher (édiles) werden erwählt, um über die Polizei des Staates zu wachen. Während der ge-

meinsamen Arbeiten sichern ausgestellte Schildwachen vor jedem Ueberfall. Wenn ein Bürger sich weigert, seinen Theil von den öffentlichen Lasten zu tragen, so wird er verbannt; er muß dann einsam in einem Erdloche wohnen. Die Indianer sagen, ein solcher Sträfling sey stets mager, und habe zum Zeichen seiner Schmach einen kahlen Rücken.

Wozu hilft diesen weisen Thieren so viele Einsicht? Der Mensch läßt reißende Ungeheuer leben und vertilgt die Biber, so wie er Tyrannen erträgt, aber die Unschuld und das Genie verfolgt.

Der Krieg ist leider auch den Bibern nicht unbekannt. Manchmal erheben sich innere Zwistigkeiten unter ihnen, abgesehen von den äußern Kämpfen, welche sie mit den Zibethratten haben. Die Indianer erzählen, daß, wenn ein Biber auf dem Raube im Gebiet einer fremden Horde ertappt werde, man ihn vor den Vornehmsten dieser Horde führe und ihm eine Correctionalstrafe ertheile; bei Wiederholung des Frevels werde er des ihm so nützlichen Schwanzes, der zugleich sein Karren und seine Maurerkelle ist, beraubt. Auf diese Art verstümmelt komme er zu seinen Freunden zurück, und diese vereinigen sich dann, die Unbilde zu rächen. Zuweilen wird der Zwist durch einen Zweikampf zwischen den Häuptern der beiden Horden geschlichtet, oder durch einen Kampf von Dreien gegen Drei oder von Dreißig gegen Dreißig, wie

der Kampf der Horazier und Curiazier, oder der dreißig Britten gegen die dreißig Angeln. Die allgemeinen Schlachten sind blutig; die Indianer, welche hinzukommen, um den Todten die Bälge abzustreifen, fanden oft mehr als fünfzehn auf dem Bette der Ehre Gebliebene. Die Sieger bemächtigen sich der Stadt der Besiegten, und legen, je nach den Umständen, daselbst entweder eine Kolonie an, oder lassen bloß eine Besatzung da.

Das Weibchen des Bivers wirft zwei, drei bis vier Junge, und nährt und unterrichtet sie ein volles Jahr. Wird die Bevölkerung zu groß, so ziehen die jungen Biber weg und bilden eine neue Niederlassung, wie ein junger Bienenschwarm den Mutterstock verläßt. Der Biber lebt züchtig mit einem einzigen Weibchen, aber er ist sehr eifersüchtig und tödtet sie zuweilen aus Anlaß oder Verdacht der Untreue.

Die mittlere Länge des Bivers beträgt  $2\frac{1}{2}$  — 3 Fuß, seine Breite von einer Seite zur andern ungefähr 14 Zoll, und sein Gewicht bis 45 Pfund. Sein Kopf gleicht dem einer Ratte, die Augen sind klein, die Ohren kurz, inwendig kahl, außen behaart, die Vorderfüße messen nur etwa 3 Zoll und sind mit gekrümmten spitzigen Nägeln besetzt; die Hinterfüße gleichen denen eines Schwanes und dienen zum Schwimmen; der Schwanz ist platt, einen Zoll dick und mit sechseckigen Schuppen ziegeldach-



artig, wie der Leib der Fische bedeckt; er dient dem Thiere als Maurerkelle und als Karren. Die Kinnladen sind äußerst stark und kreuzen sich wie die Arme einer Scheere; in jeder Kinnlade befinden sich zehn Zähne, worunter zwei Schneidezähne, welche zwei Zoll lang sind. Diese letztern sind das Werkzeug, womit der Biber die Bäume fällt, die Rinde ablöst, die Stämme zurechtet und das zarte Holz zernagt, dessen er sich zur Nahrung bedient.

Die Farbe des Bibers ist schwarz, selten weiß oder braun; er hat doppeltes Haar, das eine ist lang und glänzend, das andere, eine Art Flaum, entsteht unter dem ersten, und wird ausschließlich zu Hutfilz gebraucht.

Der Biber lebt zwanzig Jahre. Das Weibchen ist größer als das Männchen und sein Haar unter dem Bauche heller graulich. Es ist nicht wahr, daß der Biber, wenn er lebendig in die Hände der Jäger fällt, sich verstümmle, um keine Nachkommenschaft der Sklaverei zu überliefern. Man muß eine andre Herleitung des Namens Castor suchen.

Das Fleisch des Bibers taugt nichts, man mag es auf was immer für eine Art zubereiten. Die Wilden bewahren es aber dennoch auf, indem sie es räuchern und beim Mangel anderer Nahrungsmittel genießen.

Der Pelz des Bibers ist fein, ohne warm zu geben; auch war die Biberjagd ehemals bei den In-

dianern gar nicht in Ansehen; die Jagd des Bären, wobei sie Gefahr und Vortheil fanden, galt für die ehrenvollste. Man begnügte sich, einige Biber zu erlegen, um ihren Pelz zur Zierde zu tragen, aber man rottete nicht ganze Geschlechter aus. Nur der hohe Werth, welchen die Europäer auf dieses Pelzwerk legen, gab in Canada Anlaß zur Vertilgung dieser in Hinsicht des Kunsttriebes alle andern übertreffenden Thiere. Man muß weit gegen die Hudsonsbai wandern, wenn man heut zu Tage noch Biber antreffen will, und dort zeigen sie nicht mehr dieselbe Kunstfertigkeit, indem das Klima zu kalt ist. An Zahl vermindert, sind sie auch in ihren Talenten gesunken und entwickeln die Fähigkeiten nicht mehr, welche aus dem gesellschaftlichen Zustande entspringen. \*)

---

\*) Zwischen dem Missouri und dem Mississippi hat man wieder Biber entdeckt, und besonders zahlreich sind sie jenseits der Rocky-Mountains an den Zweigen des Columbiaflusses. Allein da die Europäer in diese Gegenden vorgeedrungen sind, werden die Biber bald ausgerottet seyn. Schon voriges Jahr (1826) verkaufte man zu St. Louis am Mississippi hundert Ballen Biberfelle, jeder Ballen 100 Pfund schwer; und jedes Pfund dieser kostbaren Waare wurde um fünf Flaschenfürbisse (? „Gourdes“) verkauft).

## B ä r e n.

Es giebt in Amerika drei Arten von Bären: den braunen oder gelben \*), den schwarzen \*\*) und den weißen \*\*\*). Der braune Bär ist klein und lebt von Früchten, daher er die Bäume erklettert. Der schwarze Bär ist größer; er nährt sich von Fleisch, Fischen und Baumsrüchten, namentlich fischt er mit besonderer Gewandtheit. Am Ufer eines Flusses sitzend hascht er die vorüberschwimmenden Fische mit der rechten Vorderpfote und wirft sie aus Land. Bleibt ihm nach der Stillung des Hungers noch etwas von Nahrungsmitteln übrig, so verbirgt er es. Er verschläft einen Theil des Winters in Erdlöchern oder hohlen Bäumen. Wenn er in den ersten Tagen des März von seiner Wintererstarrung aufwacht, so ist sein erstes Geschäft, sich mittelst gewisser Kräuter zu purgiren. Der weiße oder Eisbär lebt an den Nordküsten Amerika's, von den Gewässern von Newfoundland bis in die Baffinsbai, ein grimmiger Hüter dieser eiserfüllten Wüsten.

---

\*) Eine noch nicht hinreichend bekannte Art, um bestimmen zu können, ob sie von dem europäi-  
schen braunen, und von dem schwarzen Bär we-  
sentlich verschieden ist. U. d. U.

\*\*\*) *Ursus americanus Cuv.* U. d. U.

\*\*\*\*) *U. maritimus Linn.* U. d. U.



## H i r s c h.

Der canadische Hirsch \*) ist eine Art Rennthier und zähmbar. Das Weibchen hat kein Geweihe und ist überaus schön; wenn es kürzere Ohren hätte, würde es ziemlich einer englischen Stute gleichen.

## Moosthier oder Orignal.

Dieses Thier \*\*) hat die Schnauze des Kammeels, das flache Geweihe des Damhirsches, die Füße des gemeinen Hirsches. Sein Haar ist aus Grau, Weiß, Roth und Schwarz gemischt, sein Lauf schnell.

Die Wilden erzählen, die Orignals hätten einen König, den großen Orignal, welchem seine Unterthanen alle möglichen Dienste leisten. Dieser Orignal habe so hohe Beine, daß ein acht Fuß tiefer Schnee ihn gar nicht im Laufe hindere. Seine Haut sey unverwundbar, und er habe einen Arm, der an der Achsel eingefügt sey, und dessen er sich ganz so, wie der Mensch, bediene.

---

\*) *Cervus canadensis Cuv.* Es giebt aber noch mehrere Hirscharten in Nordamerika. A. d. U.

\*\*) Das in Canada s. g. Moos Deer oder Orignal ist nichts anderes als das auch in einigen Theilen von Europa und Asien lebende Elennthier, *Cervus Alces Linn.* A. d. U.

Die Zauberer behaupten, der Drignal habe einen Knochen im Herzen, welcher gepulvert die Geburtswehen lindere; und die Klauen vom linken Fuße dieses Thieres, auf das Herz eines Epileptischen gelegt, heile diesen vollkommen. Der Drignal selbst, setzen sie hinzu, sey der Epilepsie unterworfen; wenn er aber die Annäherung eines Anfalles fühle, so lasse er sich mittelst der Klauen des linken Fußes am linken Ohre zur Ader, und finde sich dann erleichtert. \*)

### B i s o n.

Der Bison \*\*) hat kurze schwarze niedergekrümmte Hörner, einen langen Bart und einen struppigen Haarschopf zwischen den Hörnern bis über die Augen. Seine Brust ist breit, der Rücken hager, der Schwanz dick und kurz, die Füße sind stark und auswärts gebogen; auf den Schultern erhebt sich ein mit langen röthlichen Haaren besetzter Höcker, wie der vordere Höcker des Dromedars. Der übrige Theil des Körpers ist mit einer schwarzen Wolle bedeckt, welche die India-

---

\*) Diese Thorheiten findet man größtentheils auch schon in Konrad Gesners Thierbuche 1551 —!

A. d. U.

\*\*) *Bos Bison Cuv.*, auch amerikanischer Auer, o ch s genannt.

A. d. U.

nerinnen spinnen, um Getreidesäcke und Decken daraus zu machen. Dieses Thier hat ein wildes Aussehen, ist aber sehr friedlich.

Es giebt unter den Bisons oder, wie man sie mit einem englisirten spanischen Namen auch bezeichnet, Buffaloes mehrere Spielarten. Diejenigen, welche man zwischen dem Mississipi und dem Missouri antrifft, sind am größten, sie nähern sich an Größe einem mittelmäßigen Elephanten, und sind dem Löwen durch ihre Mähne, dem Kameele durch ihren Höcker, dem Flusspferde oder dem Nashorn durch den Schwanz und durch die Haut des Hinterleibes, dem Stier durch die Hörner und die Füße verwandt.

Die Zahl der Weibchen übersteigt jene der Männchen um Vieles. Der Stier macht der jungen Kuh den Hof dadurch, daß er im Kreise um sie her gallopirt, wobei sie unbeweglich im Mittelpunkte des Kreises steht und ein schwaches Brüllen hören läßt. Die Wilden ahmen dieß, unter der Benennung Bisons - Tanz, bei ihren Sühnopferspielen nach.

Der Bison stellt zu unbestimmten Zeiten Wanderungen an; man weiß nicht genau, wohin er zieht, doch scheint es, er gehe im Sommer weit nordwärts, denn man findet ihn bis am Sklavensee und sogar zuweilen auf den Inseln des Polarmeeres. Vielleicht zieht er sich auch westwärts



in die Thäler der Rocky-Mountains, oder südwärts in die Ebenen von Neu-Mexiko. Die Bisson sind in den grünenden Steppen des Missouri so häufig, daß, wenn sie auswandern, ihr Zug manchmal mehrere Tage, wie der Durchmarsch einer großen Armee, dauert; man hört sie dann mehrere Meilen weit und die Erde bebt unter ihren Tritten.

Die Indianer gerben das Fell des Bisson oberflächlich mit Birkenrinde; das Schulterbein des getödteten Thiers dient ihnen statt eines Krageisens.

Das Bissonfleisch, in breiten dünnen Schnitten an der Sonne oder im Rauche getrocknet, schmeckt sehr gut und hält sich, wie Schinken, mehrere Jahre; die Höcker und Zungen der Kühe sind am leckersten zum Frischessen. Der Mist vom Bisson läßt sich zum Brennen benützen, und ist daher in den Savannen, wo es an Holz mangelt, von großem Werthe. So bietet dieses nützliche Thier zugleich die Speisen und das Feuer zum Festmahl, und in seinem Felle den Wilden Bett und Kleid. Der Bisson und der Wilde, auf gleichem Boden hausend, sind der Stier und der Mensch im Naturzustande; sie scheinen beide nur eine Ackerfurche zu erwarten, jener um zum Hausthiere zu werden, dieser um sich zu civilisiren.

## M a r d e r.

Der amerikanische Marder \*) hat neben der Harnblase einen kleinen, mit einer röthlichen Flüssigkeit angefüllten Sack; wenn das Thier verfolgt wird, spritzt es im Fliehen diese Flüssigkeit von sich, und verbreitet dadurch einen solchen Gestank, daß die Jäger und selbst die Hunde von der Verfolgung ablassen. Dieser stinkende Stoff haftet an Kleidern unausstilgbar, und verursacht Schwindel, ja sogar Erblindung; es ist eine Art höchst durchdringenden Bisams. Die Wilden versichern, er sey ein unfehlbares Mittel gegen Kopfschmerzen.

## F ü c h s e.

Die Füchse von Canada gehören zu der gemeinen Art; jedoch haben ihre Haare eine glänzend schwarze Spitze. Es ist bekannt, auf welche Weise sie Wasservögel fangen; Lafontaine, der erste unter den Naturforschern (!), hat nicht versäumt, es in seine unsterblichen Gemälde aufzunehmen.

Der canadische Fuchs macht nämlich am Ufer

---

\*) „Fouine“, diesem Namen nach zwar wahrscheinlich *Mustela canadensis* L.; allein die übrigen Angaben scheinen auf einer Verwechslung mit dem Stinkthier, *Mephitis putoria* Cuv. zu beruhen.

eines Sees oder Flusses tausend drollige Sprünge. Die Gänse und Enten, voll Vergnügen hierüber, nähern sich, um es besser zu sehen. Nun setzt er sich auf den Hintern und bewegt den Schwanz sachte hin und her. Die Vögel, immer höhlicher ergötzt, kommen an's Land und watscheln albern nach dem verschmitzten Thiere hin, welches sich eben so einfältig stellt, als sie sich zeigen. Bald werden die dummen Vögel so kühn, daß sie anfangen, Keineckens Schwanz mit den Schnäbeln zu picken, und plötzlich wirft er sich auf seine Beute.

### W o l f e.

Es giebt in Amerika verschiedene Arten von Wölfen. \*) Derjenige, welchen man Hirschwolf \*\*) nennt, kömmt des Nachts heulend in die Nähe bewohnter Orte; er schreit aber nur einmal an derselben Stelle, und seine Schnelligkeit ist so groß, daß man nach wenigen Augen-

---

\*) Im hohen Norden von Amerika soll der gemeine Wolf vorkommen; einige andere Arten, die in Carolina, Pennsylvanien &c. einheimisch seyn sollen, sind noch nicht genauer bekannt.

A. d. U.

\*\*) Der „*Loup-cervier*“ ist keine Wolfs-, sondern eine Katzenart, nämlich der Luchs, *Felis Lynx* und *F. canadensis Cuv.*

A. d. U.



blicken seine Stimme schon in einer unbegreiflichen Entfernung hört.

### Z i b e t h r a t t e.

Dieses Thier \*) lebt im Frühling von jungen Schossen der Gebüſche, im Sommer von Erdbeeren und Himbeeren, im Herbſte von Kaulſchbeeren, im Winter von Nefſelwurzeln. Es baut und arbeitet wie der Biber. Wenn die Wilden eine Zibethratte getödtet haben, äußern ſie große Trauer: unter Klaggſchrei über den Mord ränchern ſie um das todte Thier und umgeben es mit Manitu's; denn — das Weibchen der Zibethratte iſt die Mutter des Menſchengeschlechtes.

### C a r c a j o u.

Der Carcajou \*\*) iſt eine Art Tiger oder große Kage. Merkwürdig iſt die Art, wie er in Gemeinſchaft mit ſeinen Verbündeten, den Füchſen, Jagd auf das Moosthier macht. Er klettert auf einen Baum, legt ſich platt auf einen abwärts gebeugten Aſt, und hüllt ſich ganz in ſeinen buſchigen Schwanz ein, den er dreimal um

\*) *Fiber zibethicus Cuv.*

N. d. U.

\*\*) Gewöhnlich wird der amerikaniſche Dachs Carcajou genannt, hier iſt aber unter dieſer Benennung, nach Charlevoix Vorgange, der Cuguar, *Felis concolor Buff.* gemeint.

N. d. U.

den Leib wickelt. \*) Bald läßt sich entferntes Bel-  
 len hören und es erscheint ein Moosthier, von  
 drei Füchsen verfolgt, welche es auf geschickte Weise  
 nach dem Hinterhalte des Carcajou treiben. Im  
 Momente, wo das gejagte Thier unter dem unglück-  
 lichen Baume vorüberläuft, fällt der Carcajou auf  
 dasselbe, schnürt ihm mit dem Schwanze den Hals  
 zu (?), und sucht ihm die Halsader abzubeißen.  
 Das Moosthier fährt auf, schlägt mit seinem Ge-  
 weibe um sich, zerstampft den Schnee unter seinen  
 Füßen, schleppt sich auf den Knien hin, flieht  
 vorwärts, kehrt um, wirft sich auf die Erde, macht  
 hohe Sprünge hin und her, schüttelt den Kopf;  
 seine Kräfte erschöpfen sich, es athmet ängstlich,  
 das Blut rieselt ihm am Halse hinab, seine Füße  
 zittern, es stürzt zusammen. Die drei Füchse kom-  
 men, ihr Jägerrecht zu empfangen, und der Carca-  
 jou, ein billig denkender Tyrann, theilt wirklich  
 die Beute zu gleichem Maasse zwischen sich und seine  
 Helfer. Die Wilden greifen den Carcajou und die  
 Füchse in diesem Zeitpunkte nicht an; sie sagen,  
 es wäre ungerecht, die vier Jäger des Lohnes ihrer  
 Arbeit zu berauben.

---

\*) Dieß ist falsch, denn der Schwanz des Cugu-  
 ars ist weder so lang, noch buschig.

## V ö g e l.

Die Mannigfaltigkeit und Menge der Vögel in Amerika ist größer, als man anfänglich glaubte. Mit Afrika und Asien war es ebenso. Die ersten Reisenden beachteten nur jene großen und glänzenden Vögel, welche die Bäume wie Blumen schmückten. Später hat man aber eine Menge kleinere Singvögel entdeckt, deren Waldgesang nicht minder lieblich klingt als der unserer Grasmücken.

## F i s c h e.

Die Fische in den Seen von Canada, noch mehr aber jene in den Seen von Florida, sind von wunderbarer Schönheit und Farbenpracht.

## S c h l a n g e n.

Amerika ist so zu sagen das Vaterland der Schlangen.

Die Wasserschlange \*) gleicht einer Klapperschlange, hat aber keine Klapper und kein Gift. Man findet sie allenthalben.

Ich habe schon an verschiedenen Stellen meiner Werke von der Klapperschlange gesprochen. Bekanntlich sind ihre Giftzähne von den Zähnen, wo-

---

\*) *Coluber piscivorus Merr. Crotalus piscivorus Lac., Water-Viper Catesb.*



mit sie frißt, verschieden. Man kann ihr die ersten ausbrechen, und dann hat man eine ziemlich schöne und äußerst kluge Schlange, welche die Musik leidenschaftlich liebt. In der Hitze des Mittags und in der tiefen Stille des Waldes läßt sie ihre Klapper hören, um dem Weibchen zu rufen; dieses Signal der Liebe ist das einzige Geräusch, welches dann der Wanderer vernimmt.

Das Weibchen wirft bis zwanzig Junge, die, wenn sie verfolgt werden, sich in den Nachen ihrer Mutter, wie in einen mütterlichen Schooß flüchten.

Die Schlangen überhaupt, und vorzüglich die Klapperschlangen werden von den Eingebornen Amerika's hoch verehrt. Sie glauben, es wohne in denselben ein göttlicher Geist, und sie zähmen sie vollkommen und richten ihnen im Winter am Feuerherde ihrer Hütten eigene Behälter zum Lager ein. Im Frühling verlassen diese seltsamen Hausgötter (Penaten) die Wohnungen wieder, und kehren in die Wälder zurück.

Eine schwarze Schlange \*), mit einem gelben Ringe um den Hals, ist sehr bössartig; eine andere, ganz schwarze Schlange klettert auf die Bäume und fängt Vögel und Eichhörnchen. Sie bezaubert den Vogel durch ihren Blick, d. h. sie macht ihn vor

---

\*) *Coluber constrictor* L.; *Black-Snake* Catesb.?  
A. d. U.

Schrecken erstarren. Diese Wirkung der Furcht, welche man läugnen wollte, ist heut zu Tage außer Zweifel gesetzt. Lähmt ja doch der Schreck dem Menschen die Füße; warum sollte er nicht auch die Flügel eines Vogels lähmen können?

Die Bandschlange \*), die grüne Schlange \*\*), die Fleckenschlange \*\*\*) haben ihre Namen von den Farben und Zeichnungen ihrer Haut; sie sind vollkommen unschädlich und von ausgezeichnete Schönheit.

Die wunderbarste von allen ist aber die sogenannte Glasschlange †), deren Körper so brüchig ist, daß er bei der leisesten Berührung entzwei- bricht. Ihr Körper ist beinahe durchsichtig und macht ein Farbenspiel wie ein Prisma. Dieses Thier lebt von Insekten und thut keinen Schaden, es hat die Länge einer kleinen Natter.

Die Stachelschlange ††) ist kurz und dick. Sie

\*) *Coluber saurita* L., *Ribbon-Snake* Catesb.

U. d. U.

\*\*) *Col. aestivus* L., *Green-Snake* Catesb.

U. d. U.

\*\*\*) *Col. maculatus* Lacep. (non Shaw, nec Gmel.)

U. d. U.

†) *Hyalinus ventralis* Merr., *Anguis ventralis* L.,  
*Glass-Snake* Catesb.

U. d. U.

††) Eine Schlange mit einem Stachel ist den Zoo-  
logen nicht bekannt.

U. d. U.

bat am Schwanze einen Stachel, womit sie tödtliche Wunden beibringt.

Die zweiköpfige Schlange \*) ist selten. Sie gleicht ziemlich der Viper, aber ihre Köpfe sind nicht flach gedrückt. Die Pfeiferschlange \*\*) findet sich in Menge in Florida. Sie ist achtzehn Zoll lang, und ihre Haut grün, mit schwarzen Punkten bestreut. Nähert man sich ihr, so macht sie sich ganz platt, nimmt verschiedene Farben an, und öffnet pfeifend ihren Rachen. Man muß sich sehr hüten, in ihre Nähe zu kommen, denn sie vermag die sie umgebende Luft völlig zu verderben. Wer diese Luft unvorsichtig einathmet, verfällt in eine Mattigkeit und findet, indem die Lungen angegriffen werden, nach Verlauf einiger Monate durch Auszehrung seinen Tod. Wenigstens ist dieß die Aussage der Einwohner des Landes.

### Bäume und andere Pflanzen.

Schon in unsern Gehölzen, Anlagen und Gär-

\*) Man findet in Europa zuweilen zweiköpfige Mißgeburten von Schlangen; wahrscheinlich ist solches auch in Amerika der Fall.

U. d. U.

\*\*) „Die Aussage der Einwohner“ scheint dem Hrn. Verfasser in Betreff der Pfeiferschlange („serpent siffleur“) ein Märchen aufgebunden zu haben.

U. d. U.



ten verkündet eine Menge dahin verpflanzter Bäume, Gesträuche, Kräuter und Blumen die Mannigfaltigkeit und den Reichthum der amerikanischen Pflanzenwelt. Wer kennt nicht den mit Rosen bekränzten Lorbeerbaum, welchen die Botaniker *Magnolia* nennen, den Kastanienbaum, der wahre Hyacinthen trägt <sup>1)</sup>, den Trompetenbaum, dessen Blumen der Drangenblüthe gleichen <sup>2)</sup>, den Tulpenbaum, welcher den Namen von seiner Blume hat <sup>3)</sup>, den Zuckerahorn <sup>4)</sup>, die Purpurbuche <sup>5)</sup>, den Sassafrasbaum <sup>6)</sup>, und unter den immer grünen Nadelhölzern die Weymouthsichte <sup>7)</sup>, die virginische Ceder <sup>8)</sup>, den Ambrabaum <sup>9)</sup>, und die louisianische Cypresse mit ihren knotigen Wurzeln, ihrem ungeheuren Stamme und den spizenähnlichen Blättern <sup>10)</sup>?

Alprosen <sup>11)</sup>, Azaleen, Kelchblumensträucher <sup>12)</sup> haben unsere Frühlinge mit ihrem Blüthenschmucke

<sup>1)</sup> *Aesculus Pavia, macrostachya* etc. <sup>2)</sup> *Bignonia Catalpa L.* <sup>3)</sup> *Liriodendron Tulipifera L.* <sup>4)</sup> *Acer saccharinum L.* <sup>5)</sup> *Fagus ferruginea Ait.*? Die eigentliche Purpur- oder Blutbuche ist bloß eine Spielart unserer gemeinen Buche. <sup>6)</sup> *Laurus Sassafras L.* <sup>7)</sup> *Pinus Strobus L.* <sup>8)</sup> *Juniperus virginiana L.* <sup>9)</sup> *Liquidambar Styraciflua L.* <sup>10)</sup> *Cupressus disticha L.* <sup>11)</sup> *Rhododendron maximum L.* <sup>12)</sup> *Calycanthus floridus. L.*

bereichert; Aristolochien, Usterien, Bignonien, Decumarien und Celaster haben ihre Blumen, ihre Früchte und ihre Wohlgerüche mit dem Grün unsers Epheu vermischt.

Die Blumengewächse sind zahllos: die virginische Tradescantie, die Helonie, die canadische und die Prachtlilie, die bunte Tigerlilie, die rosenfarbige Achillee, die Dahlia, die verschiedenen Arten Phlox haben sich unsern einheimischen Blumen beigefellt.

Und endlich hat Amerika, während wir fast seine ganze wilde Bevölkerung ausrotteten, uns die Kartoffel gegeben, welche nun für immer die Hungersnoth von den Unterdrückern der Amerikaner abwehrt.

### B i e n e n .

Auf jenen Pflanzen wohnen Hunderte glänzender Insecten. Diese haben unter ihre Schaa- ren auch unsre Honigbiene aufgenommen, welche kam, um an der Entdeckung jener Savannen und jener balsamischen Wälder, von denen man so viele Wunder erzählte, Antheil zu nehmen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß den Kolonisten oft in die Wälder von Kentucky und Tennessee Bienen voraneilen: als ein Vortrab der Ackerleute bilden sie das Symbol der

Thätigkeit und Civilisation, deren Ankunft sie verkündigen.

Fremd in Amerika und erst im Gefolge von Columbus Segeln angelangt, haben diese friedlichen Eroberer einer neuen Welt von Blüthen nur solche Schätze geraubt, welche die Eingebornen nicht zu benützen wußten, und sie haben sich dieser Schätze nur zur Bereicherung des Landes, aus dem sie dieselben zogen, bedient. Wie sehr müßte man sich Glück wünschen, wenn alle Eroberungen denen dieser Töchter des Himmels glichen!

Indessen mußten die Bienen dennoch Myriaden von Moskiten und Stechmücken vertreiben, welche ihre in hohlen Bäumen angelegten Stöcke belästigten; ihr Genie hat über diese neidischen, boshaften und häßlichen Feinde gesiegt. Die Bienen sind als Königinnen der Wüste anerkannt und ihre Repräsentativ-Monarchie hat sich in den Wäldern neben Washington's Republik begründet.



## Sitten der Wilden.

---

Es giebt zwei gleich treue und untreue Weisen, die Wilden von Nordamerika zu schildern. Die eine besteht darin, daß man bloß von ihren Gesetzen und Sitten spricht, ohne auf die Einzelheiten ihrer wunderlichen Gebräuche und ihrer, für gebildete Menschen oft widerlichen Gewohnheiten einzugehen. Dann sollte man meinen, Griechen oder Römer vor sich zu sehen; denn die Gesetze der Indianer sind großartig und ihre Sitten oft überaus schön.

Die andre Darstellungsweise nimmt nur die Gewohnheiten und Gebräuche der Wilden auf, ohne ihrer Gesetze und Sitten zu erwähnen. Dann bekommt man nichts zu sehen, als rauchige stinkende Hütten, bewohnt von einer Art Affen mit menschlicher Sprache. So klagte schon Sidonius Apollinaris, daß er die rauhe Sprache des Germanen anhören und mit dem Bur-

gundionen umgehen müsse, der die Haare mit Butter salbe.

Ich weiß nicht, ob die Strohütte des alten Cato, im Lande der Sabiner, viel zierlicher gewesen, als die Hütte eines Irokesen. Der böshafte Horaz könnte uns über diesen Punkt in Zweifel setzen. Auch wird, wenn man alle nordamerikanischen Wilden mit den nämlichen Zügen zeichnet, das Bild unähnlich. Die Wilden von Louisiana und Florida weichen in vielen Stücken von den canadischen Wilden ab.

Ohne die einzelne Geschichte eines jeden Stammes auszuführen, habe ich Alles, was mir über die Indianer bekannt geworden ist, unter passende Titel geordnet.

### Ehen, Kinder, Leichenbegängnisse.

Bei den Wilden giebt es zwei Arten von Ehen. Die erste wird durch ein einfaches Uebereinkömmniß zwischen Weib und Mann, auf eine mehr oder minder lange Zeit, welche das Paar gleich bei der Vermählung festsetzt, geschlossen, und die beiden Gatten trennen sich wieder nach Umfluß jener Zeit. So war ungefähr das gesetzliche Concubinats in Europa im achten und neunten Jahrhundert.

Die zweite Art von Ehen bildet sich ebenfalls kraft der Zusammenstimmung von Mann und Weib,

aber unter Vermittlung der Eltern. Obwohl diese Ehe nicht auf eine gewisse Anzahl von Jahren beschränkt ist, so kann sie doch immer getrennt werden. Man hat bemerkt, daß bei den Wilden die zweite Art, die eigentliche Ehe, von jungen Mädchen und alten Männern, die erste aber von alten Weibern und jungen Mannspersonen vorgezogen werde.

Wenn ein Wilder zur eigentlichen Verheirathung entschlossen ist, so geht er mit seinem Vater zu den Eltern des Mädchens, um seine Bewerbung anzubringen. Der Vater zieht ganz neue nie getragene Kleider an, schmückt das Haupt mit frischen Federn, wäscht die alte Malerei von seinem Gesichte ab und trägt neue auf, und wechselt den Ring, den er an der Nase oder den Ohren hängen hat; in die rechte Hand nimmt er eine Tabakspfeife mit weißem Kopfe und blauem, mit Vogelschweifen geziertem Rohre; in der linken hält er seinen abgespannten Bogen wie einen Stock. Ihm folgt der Sohn, beladen mit Pelzwerk von Bären, Bibern und Orignals; auch bringt dieser zwei aus Porcellanschnecken gemachte Halsbänder und in einem Käfig eine lebende Tursteltaube mit.

Die Brautwerber gehen zuerst zu dem ältesten von des Mädchens Angehörigen. Sie treten in die Hütte, lassen sich auf eine Binsenmatte nie-



der und der Vater des jungen Kriegers nimmt das Wort und spricht: «Siehe! dieses Pelzwerk, die beiden Halsbänder, die blaue Pfeife und die Turteltaube begehren deine Tochter zur Ehe.»

Werden die Geschenke angenommen, so ist die Ehe beschlossen. Die Einwilligung des Großvaters oder des ältesten Sachem der Familie ist wichtiger als selbst die Einwilligung des Vaters, denn das Alter ist die Quelle des Ansehens bei den Wilden. Je älter ein Mann ist, desto mehr hat er Gewalt. Diese Völker leiten sogar die göttliche Macht von der Ewigkeit des großen Geistes ab.

Manchmal nimmt zwar der alte Verwandte die Geschenke an, giebt aber seine Einwilligung nur unter gewisser Beschränkung. Letzteres wird dadurch angedeutet, daß der Alte nach den ersten drei Zügen, die er aus der Pfeife gethan, den Rauch ausstößt, anstatt ihn, wie bei unbedingter Einwilligung zu verschlucken.

Von dieser Hütte begiebt man sich zu jener der Mutter und des jungen Mädchens. Waren der Tochter Träume ungünstig, so geräth sie nun in großen Schrecken. Um günstig zu seyn, dürfen die Träume keine Vorstellungen von Geistern, von den Voreltern oder vom Vaterlande enthalten, sondern müssen von Wiegen, von Vögeln oder von weißen Hirschfühen gehandelt haben. Je-

doch giebt es ein unfehlbares Mittel, die unheilbringenden Träume zu beschwören, nämlich ein rothes Halsband an den Hals eines aus Eichenholz gefertigten ungestalteten Gnadenbildes (marmouset) zu hängen. Auch bei gebildeten Menschen hat die Hoffnung ihre rothen Halsbänder und ihre Gnadenbilder.

Nach solcher ersten Werbung gewinnt es das Ansehen, als sey alles wieder vergessen; eine beträchtliche Zeit verfließt vor der wirklichen Vermählung. Die Lieblingstugend des Wilden ist die Geduld. Bei den drohendsten Gefahren muß doch Alles den gewöhnlichen Gang gehen. Ein Krieger, der, wenn der Feind vor der Thüre ist, nicht ruhig seine Pfeife fortrauchte und mit geschränkten Füßen und sonnenwärts gewandtem Antlitz sitzen bliebe, würde für ein altes Weib gelten. Wie groß daher auch die Leidenschaft eines jungen Mannes seyn mag, er muß sich das Ansehen völliger Gleichgültigkeit geben und die Anordnungen der Familie abwarten.

Nach dem gewöhnlichen Gebrauche müssen die beiden Verlobten sich anfangs in der Hütte ihres ältesten Anverwandten aufhalten; doch oft wird vermöge besonderer Uebereinkunft von diesem Gebrauche abgegangen. Der künftige Ehemann baut nun eine eigene Hütte, wofür er meistens den Bauplatz

in einem einsamen Thale an einem Bach oder an einer Quelle und unter schützenden Bäumen wählt.

Die Wilden sind, wie die Helden Homer's, sämmtlich Aerzte, Köche und Zimmerleute. Um die Hochzeitshütte zu bauen, schlägt man vier Pfosten, welche einen Fuß im Umfange und zwölf Fuß Höhe haben, in den Boden, und bezeichnet so vier Ecken eines 20 Fuß langen und 18 Fuß breiten Parallelogrammes. Zapfenlöcher in den Pfosten nehmen die Querbalken auf, welche, wenn ihre Zwischenräume mit Erde ausgefüllt sind, die vier Wände der Hütte abgeben. In den zwei Längswänden bringt man zwei Oeffnungen an, von denen eine den Eingang ins ganze Gebäude bildet; die andere in eine zweite Kammer führt, welche der ersten ähnlich; aber kleiner ist.

Man läßt den Bräutigam die Fundamente seiner Wohnung ganz allein legen, bei der Fortsetzung der Arbeit helfen ihm aber seine Bekannten. Diese kommen unter Gesang und Tanz, bringen hölzerne Maurerwerkzeuge und als Kelle das Schulterbein irgend eines vierfüßigen Thieres mit, begrüßen ihren Freund mit einem Handschlage, springen ihm auf die Schultern, scherzen über seine bevorstehende Heirath, und vollenden die Hütte. Auf die Pfosten und angefangenen Mauern kletternd, schlagen sie das Dach auf und decken es mit Birkenrinde oder Maisstroh, hierauf überziehen sie mit einem



Gemenge von rothem Thon und Haaren von Rothwild oder gehacktem Stroh die Wände außen und innen. In der Mitte oder an einem Ende des großen Saales stellen sie fünf lange Stangen auf und umgeben sie mit Heu und Mörtel, so daß eine Art Regel entsteht, welcher als Kamin dient und den Rauch durch ein im Dache befindliches Loch hinausführt. Alle diese Arbeiten werden unter fortgesetzten Sticheleien und satyrischen Gesängen ausgeführt. Diese Gesänge sind zwar größtentheils plump, einzelnen mangelt es aber doch nicht an einer gewissen Zartheit:

« Der Mond verbirgt sein Antlitz hinter einer Wolke; er schämt sich, er erröthet, denn er stieg aus dem Bette der Sonne. So wird . . . . . sich am Morgen nach der Hochzeit verbergen und schämen, und wir werden zu ihm sagen: Ei laß' uns doch in deine Augen schauen! »

Das Klopfen der Hämmer, das Geräusch der Rellen, das Krachen abgebrochener Baumäste, das Gelächter, das Geschrei, das Singen ist schon von weitem zu hören und ganze Familien kommen aus den Dörfern, um an diesem Zeitvertreiber Theil zu nehmen.

Wenn die Hütte von außen fertig ist, so verkleidet man sie inwendig mit Gyps, wenn im Lande solcher vorkömmt, oder beim Abgange desselben mit Letten. Der Rasen, welcher noch im Innern des

Gebäudes ist, wird abgehoben und indem die Arbeiter auf dem feuchten Boden herumtanzen, wird dieser bald hart und eben. Der Fußboden wird sodann, so wie die Wände, mit Schilfmatten bedeckt. — In wenigen Stunden steht eine Hütte vollendet, welche oft unter ihrem Rindendache mehr Glück birgt, als die Gewölbe eines Pallastes.

Den folgenden Tag bringt man in die neue Wohnung alle Geräthschaften und Lebensmittel des Eigenthümers. Matten, Schemel, irdene und hölzerne Gefäße, Kessel, Eimer, Bären- und Moos-thier-Schinken, getrocknete Kuchen, Maisgarben, eßbare und Arzneikräuter — werden theils an den Wänden aufgehängt, theils auf Brettern ausgebreitet. In ein mit gespaltenem Schilfrohr eingefastet Loch schüttet man den Mais und anderes Getreide. Die Geräthe für den Fischfang, die Jagd, den Krieg und den Ackerbau, Schlingen, Netze, aus Pflanzenfasern gemacht, Angeln aus Biberzähnen, Bogen, Pfeile, Kopfbrecher (Keulen), Beile, Messer, Schießgewehre, Pulverhörner, Chichikoue's kleine Handtrommeln, Querpfeifen, Tabakspfeifen, Faden von Hirschsehnen, Tuch aus Maulbeer- oder Birkenrinde, Federn, Perlen, Halschnüre, schwarze, blaue, rothe Farbe zur Schminke, eine Menge Thierhäute, theils gegerbt, theils noch mit den Haaren, — dieß sind die Schätze, womit man die Hütte versieht.

Acht Tage vor der Feier der Hochzeit begiebt sich das junge Weib in die Reinigungshütte, ein abgesondertes Gebäude, worin sich die Weiber jeden Monat drei oder vier Tage aufhalten und wo sie auch jeweils ihre Niederkunft abzuwarten pflegen. Der Bräutigam bringt diese acht Tage auf der Jagd zu, läßt aber das Wild, welches er tödtet, auf dem Plaze liegen und die Weiber sammeln es, um es für das Hochzeitfest in die Hütte der Eltern zu bringen. Wenn die Jagd gut war, so gilt es für eine günstige Vorbedeutung.

Endlich bricht der große Tag an. Die Zauberer (jongleurs) und die vornehmsten Sachems werden zu der Feierlichkeit eingeladen. Eine Schaar junger Krieger sucht den Bräutigam in seiner Wohnung auf, eine Schaar Mädchen die Braut in der ihrigen. Die Verlobten werden mit Allem, was sie Prächtiges an Federn, Halsbändern, Pelzwerk und bunter Schminke haben, ausgeschmückt.

Die beiden Schaaren kommen von entgegengesetzten Seiten gleichzeitig bei der Hütte des ältesten Verwandten an. Man hat in dieser Hütte eine zweite Pforte, der gewöhnlichen gegenüber, angebracht; umgeben von den Gespielen erscheint der Bräutigam an der einen Pforte, die Braut an der andern. Die zum Feste gebetenen Sachems sitzen bereits, die Tabakspfeife im Munde, in der Hütte. Die Schwiegertochter und der Schwiegersohn neh-



men am einen Ende der Hütte auf Bündeln von Thierfellen Platz.

Nun beginnen die beiden, außen gebliebenen Ehre den Hochzeitanz. Die jungen Mädchen, die Ackerhacke in der Hand, ahmen die verschiedenen Feldarbeiten nach, und die jungen Krieger umgeben sie als Wachen, mit dem Bogen bewaffnet. Plötzlich stürzt eine feindliche Schaar aus dem Walde hervor und sucht die Weiber zu rauben; diese werfen ihre Hacken von sich und fliehen, die Brüder eilen zu Hilfe, es entspinnt sich zum Scheine ein Kampf und die Räuber werden zurückgeworfen.

Dieser Pantomime folgen andere mit natürlicher Lebendigkeit ausgeführte Darstellungen: das Gemälde des häuslichen Lebens, die Sorgen der Haushaltung, die Unterhaltung in der Hütte, die Freuden und Mühseligkeiten der Wirthschaft, die rührenden Beschäftigungen der Familienmutter. Das Schauspiel endigt mit einem Rundtanz, wobei die jungen Krieger sich in der Richtung des scheinbaren Sonnenlaufes drehen, die Mädchen aber in entgegengesetzter Richtung. Dann folgt die Mahlzeit; sie besteht aus Suppen, Wildpret, Maiskuchen, Moosbeeren, einer Art Gemüse, Maiäpfeln, welche die Frucht eines Krautes sind \*), Fischen, geröstetem Fleische und ge-

\*) *Podophyllum peltatum* L.

bratenen Vögeln. Man trinkt aus großen Flaschenkürbisen Ahorn- oder Sumachsaft, und aus kleinen Schalen von Buchenholz ein aus Cassine-Blättern \*) bereitetes warmes Getränk, welches wie Kaffee servirt wird. Die Schönheit des Mahles beruht auf dem Ueberflusse der Gerichte.

Nach den Festlichkeiten zieht sich die Menge zurück. Es bleiben in der Hütte des Alten nur zwölf Personen, nämlich sechs Sachems von der Familie des Mannes und sechs Matronen von der Familie der Frau. Diese zwölf Personen bilden auf der Erde sitzend zwei concentrische Kreise, die Männer den äußern. Die Neuvermählten sitzen in der Mitte dieser Kreise, und halten ein sechs Fuß langes Schilfrohr wagerecht an beiden Enden. Der Gatte hält zudem in der rechten Hand einen Hirschfuß, die Gattin in der linken eine Maisgarbe. Das Schilfrohr ist mit verschiedenen Hieroglyphen bemalt, welche das Alter des jungen Ehepaars und den Mond, in welchem die Vermählung statt findet, bezeichnen. Zu den Füßen der Frau werden die Geschenke des Mannes und seiner Familie niedergelegt; sie bestehen erstlich aus einer vollständigen Kleidung, nämlich einem Rocke, aus dem Bast des

---

\*) Von Cassine Peragua L. Diese Blätter sind unter dem Namen „Apalaskentheee“ ein beträchtlicher Handelsartikel. U. d. U.

Maulbeerbaumes gemacht, einem Nieder aus gleichem Stoffe, Mocassinen (Schuhen) mit Stachelschweinshaaren gestickt, Armbändern aus Meerschnecken, Ringen oder Perlen in die Nase und in die Ohren. Diesen Kleidungsstücken sind beigefügt: eine aus Binsen geflochtene Wiege, ein Stück Zunderschwamm, Feuersteine, ein Kessel zum Fleischsieden, ein lederner ringsförmig geschlossener Riemen zum Lasttragen, und ein Bündel Holz für den Feuerheerd. Die Wiege erregt der Braut Herzklopfen, der Kessel und der Riemen erschrecken sie nicht; mit Ergebung sieht sie diese Zeichen der häuslichen Sklaverei.

Auch der Bräutigam erhält seine Lection: ein Kopfbrecher, ein Bogen, ein Ruder weisen ihn auf seine Pflichten, den Kampf, die Jagd, die Schiffahrt. Bei einigen Stämmen kömmt hiezu noch eine grüne Eidechse von einer Art, deren Bewegungen so schnell sind, daß das Auge ihnen kaum zu folgen vermag, und dürres Laub in einem Korbe, um die Flüchtigkeit der Zeit und die Hinfälligkeit der Menschen zu bezeichnen. Durch derlei Sinnbilder lehren die Völker Lebensweisheit, und erinnern an den Antheil von Lebenssorgen, den die Natur einem jeden ihrer Kinder beschieden hat.

Wenn die zwei, in dem Doppelkreise eingeschlossenen jungen Leute sodann erklärt haben, daß sie sich ehelichen wollen, so nimmt der älteste Verwandte



den erwähnten Rohrstab, macht daraus zwölf Stücke und vertheilt sie unter die zwölf Zeugen. Jeder Zeuge muß, wenn einst etwa die Ehegatten getrennt zu werden verlangen, sein Stück von dem Schilfrohr wieder vorlegen, und alle diese Stücke werden dann zu Asche verbrannt.

Die Mädchen, welche die Braut zur Hütte des Alten geführt haben, begleiten sie unter Gesang zur Hochzeithütte; ebendahin bringen die jungen Krieger den Bräutigam. Die Hochzeitgäste kehren nach ihren Dörfern heim; zur Sühnung der Manitou's werfen sie Stücke ihrer Kleidung in die Flüsse, und verbrennen einen Theil ihrer Nahrungsmittel.

In Europa verheirathet man sich, um dem Kriegsdienste zu entgehen; unter den Wilden von Nordamerika kann sich kein Mann verheirathen, bevor er für das Vaterland gekämpft hat. Keiner gälte für würdig, Vater zu werden, der nicht bewiesen hätte, daß er seine Kinder zu vertheidigen wisse. In Folge dieses mannhaften Gebrauches beginnt ein Krieger erst von dem Tage seiner Vermählung an, der öffentlichen Achtung zu genießen.

Mehrheit der Weiber ist erlaubt, und zuweilen vereint auch ein entgegengesetzter Mißbrauch ein einziges Weib mit mehreren Gatten. Rohere Stämme bieten ihre Weiber und Töchter den Fremden an. Es ist indeß nicht Verderbtheit, sondern das Gefühl ihres tiefen Elendes, was diese Indianer

zu solcher Schändlichkeit treibt, sie denken ihre Familie durch Veränderung des väterlichen Blutes glücklicher zu machen.

Die nordwestlichen Wilden wollten von dem ersten Neger, den sie zu sehen bekamen, durchaus Abkömmlinge haben; denn sie hielten ihn für einen bösen Geist, und hofften sich durch Verschwägerung mit ihm gute Freunde und Beschützer unter den schwarzen Geistern zu verschaffen.

Ehebruch der Frau ward ehedem bei den Huronen mit Verstümmelung der Nase bestraft; das Verbrechen sollte auf dem Angesichte angeschrieben bleiben.

Im Falle der Ehescheidung behält die Frau die Kinder: auch bei den Thieren, sagen die Wilden, ist es das Weibchen, welches die Jungen nährt.

Ein Weib, welches im ersten Jahre der Ehe schwanger wird, beschuldigt man der Unenthaltbarkeit; daher nehmen sie manchmal den Saft einer Art Raute (?), um die zu frühe empfangene Frucht abzutreiben. Gleichwohl wird — vermöge einer von den vielen Inconsequenzen der Menschen — eine Frau erst von der Zeit an geachtet, da sie Mutter ist. Als Mutter wird sie zu den öffentlichen Berathungen gezogen, und je mehr sie Kinder, zumal Söhne, hat, desto höher wird sie geschätzt.

Ein Mann, der seine Frau verliert, heirathet deren Schwester, wenn sie eine hat; und dergleichen

chen heirathet eine Frau, deren Mann gestorben, den Bruder desselben, wenn ein solcher vorhanden ist. So ungefähr war auch das atheniensische Gesetz. Eine Wittwe, die viele Kinder hat, wird sehr gesucht.

Sobald die ersten Zeichen der Schwangerschaft bemerkbar werden, so hört alle Gemeinschaft zwischen den Eheleuten auf. Gegen Ende des neunten Monats begiebt sich die Frau in die Reinigungshütte, wo sie von den Matronen gepflegt wird. Männer dürfen diese Hütte nicht betreten, selbst der Gatte nicht. Die Frau bleibt daselbst nach der Niederkunft noch dreißig oder vierzig Tage, je nachdem sie ein Mädchen oder einen Knaben geboren hat.

Sobald der Vater Nachricht von der Geburt seines Kindes erhält, nimmt er eine Friedenspfeife, deren Rohr er mit Zweigen des Weinepheu's \*) umwindet, und eilt, die frohe Nachricht den Gliedern der Familie mitzutheilen. Zuerst geht er zu den Verwandten der Mutter, indem ja das Kind ausschließlich der Mutter angehört. Er nähert sich dem ältesten Sachem, raucht gegen die vier Weltgegenden, bietet jenem die Pfeife dar und spricht: Mein Weib ist Mutter. Der Sachem ergreift die Pfeife, raucht, und indem er die Pfeife aus dem Munde nimmt, fragt er: Ist's ein Krieger? Er-

\*) *Hedera quinquefolia L.*



folgt eine bejahende Antwort, so raucht der Sachem gegen die Sonne gewendet drei Züge; bei einer verneinenden Antwort raucht er nur einen Zug. Man giebt dem Vater feierlich das Geleit mehr oder weniger weit, je nach dem Geschlechte des Kindes. Ein Wilder gewinnt, wenn er Vater ist, ein viel höheres Ansehen in der Nation; die Würde des Mannes beginnt mit seiner Vaterschaft.

Nach den dreißig oder vierzig Tagen der Reinigung schickt sich die Wöchnerin zur Rückkehr in ihre Hütte an. Dort versammeln sich nun die Verwandten, um dem Kinde einen Namen zu geben. Man löscht das Feuer aus, streut die Asche vom Feuerheerde in den Wind, macht einen Scheiterhaufen aus wohlriechenden Hölzern, und der Priester oder Zauberer hält sich bereit, das neue Feuer anzuzünden; man reiniget das Innere der Hütte durch Besprengung mit Quellwasser.

Bald erscheint die junge Mutter; sie kommt allein, angethan mit einem neuen Kleide, denn sie darf nichts tragen, dessen sie sich schon zuvor bedient. Ihre linke Brust ist entblößt, der völlig nackte Säugling liegt daran. So setzt sie den Fuß auf die Schwelle ihrer Hütte.

Nun steckt der Priester das Feuer in Brand, der Gatte tritt vor und empfängt sein Kind aus den Händen seines Weibes. Er erkennt es als das seinige und ruft dieß mit lauter Stimme. Bei

einigen Stämmen wohnen nur die Verwandten vom Geschlechte des Kindes dieser Feierlichkeit bei. Der Vater küßt die Lippen seines Kindes, giebt es dem ältesten Sachem, und so geht dasselbe von Arm zu Arm durch die ganze Familie. Es empfängt den Segen des Priesters und die guten Wünsche der Matronen. Hierauf schreitet man zur Wahl des Namens, während die Mutter noch immer auf der Schwelle der Hütte steht. Jede Familie hat gewöhnlich drei oder vier Namen, die der Reihe nach wiederkehren; übrigens werden allzeit nur die von mütterlicher Seite genommen. Nach der Meinung der Wilden erzeugt nämlich der Vater die Seele des Kindes, die Mutter den Leib \*), und man hält für billig, daß der Leib einen Namen trage, der von der Mutter kömmt. Will man dem Kinde eine recht große Ehre gewähren, so giebt man ihm den Namen des ältesten Familiengliedes, z. B. den seiner Großmutter. Von diesem Augenblicke an nimmt das Kind den Platz der Frau ein, von welcher es den Namen überkommen hat. Wenn man nachher mit ihm spricht, giebt man ihm den Titel des Verwandtschaftsgrades, der in seinem Namen neu auflebt, so daß der Oheim seinen Neffen als « Großmutter » begrüßen kann. Dieser Ge-

---

\*) Natchez Bd. II. S. 30. Uebers. Thl. IV. S. 36.

brauch, welcher Lächeln erregen müßte, wenn er nicht so unendlich rührend wäre, erneut, so zu sagen, das Leben der Voreltern, und bildet in der Schwäche der ersten Jahre die Schwäche des Greisenalters nach; er verknüpft und nähert einander die beiden Endpunkte des Lebens, den Anfang und das Ende der Familie, er ertheilt den Vorfahren eine Art Unsterblichkeit, indem er sie wieder gleichsam persönlich in die Mitte der Nachkommen versetzt; er vermehrt die Sorgfalt der Mutter für das Kind durch die Erinnerung an die Pflege, welche einst ihr gewährt worden, und kindliche Zärtlichkeit verdoppelt die mütterliche Liebe.

Nach der Namengebung tritt die Mutter in die Hütte; man übergiebt ihr das Kind und es gehört von nun an nur ihr. Sie legt es in eine Wiege. Eine solche Wiege besteht aus einem kleinen Brette vom leichtesten Holze, worauf ein Lager von Moos oder wilder Baumwolle sich befindet; das Kind wird ganz nackt auf dieses Bett gelegt und zwei Riemen von weichem Pelz dienen, es zu halten und vor dem Hinabfallen zu bewahren, ohne seine Bewegungen zu hindern. Ober dem Haupte des Neugeborenen ist ein Reif angebracht, über welchen ein Schleier gebreitet wird, um die Insekten abzuhalten und dem kleinen Geschöpfe Kühlung, Luft und Schatten zu gewähren.



Ich habe anderwärts \*) von den indianischen Müttern gesprochen; ich habe erzählt, wie die Mutter ihre Kinder trägt, wie sie dieselben an die Baumäste aufhängt, wie sie ihnen singt, sie pußt, einschläfert und aufweckt; wie sie den Tod eines Kindes beweint, wie sie ihre Milch auf den Rasen des kindlichen Grabes ergießt, oder die Seele des Verstorbenen auf den Blumen aufsucht. \*\*)

Nach der Beschreibung der Vermählung und der Geburt sollte ich nun auch von dem Tode sprechen, womit das Schauspiel des Lebens endet; allein ich habe die Leichenbegängnisse der Wilden schon so oft beschrieben, daß der Gegenstand beinahe erschöpft ist.

Daher will ich dasjenige nicht wiederholen, was ich über die Art, wie man den Verstorbenen ankleidet, wie man ihn malt, wie man mit ihm spricht u. s. w., schon in Atala und in den Natchez gesagt habe. Ich will bloß noch beifügen, daß bei allen Stämmen der Indianer der Gebrauch herrscht, sich für die Todten zu Grunde zu richten, indem die Familie Alles, was sie hat, den Gästen des Leichennahles hingiebt; Alles,

\*) Atala, Genius des Christenthums, Natchez ic.

\*\*) In Betreff der Kindererziehung s. m. den früher mitgetheilten Brief. (Reise in Am. Uebers. Thl. II. S. 18.)

was von Speisen und Getränken vorhanden ist, muß aufgezehrt werden. Bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang erhebt man ein gewaltiges Geheul an dem Sarg aus Baumrinde, worin der Leichnam liegt; dieß wird drei Tage lang wiederholt und dann erst zur Beerdigung geschritten. Auf dem Grabe wird ein Hügel aufgeworfen, und wenn der Verstorbene ein ausgezeichneter Krieger war, bezeichnet man seine Begräbnißstätte mit einem rothbemalten Pfahl.

Bei mehreren Stämmen verwunden sich die Verwandten der Gestorbenen an Armen und Beinen. Nach einem Monate wird das Klagegeschrei bei Aufgang und Niedergang der Sonne wiederholt, und mehrere Jahre lang feiert man den Jahrestag des erlittenen Verlustes durch ähnliches Geschrei.

Wenn ein Wilder im Winter auf der Jagd umkömmt, so wird sein Leichnam auf Baumästen aufbewahrt und man erweist ihm die letzte Ehre erst nach Heimkunft der Krieger seines Stammes. So verfahren auch ehedem die Moskowiter.

Die Indianer haben nicht nur Gebethe und Ceremonien, die, je nach dem Verwandtschaftsgrade, der Würde, dem Alter und Geschlechte des Verbliebenen, verschieden sind, sondern auch zu bestimmten Zeiten allgemeine Erinnerungs-

feiern, wobei die Leichen öffentlich aus den Gräbern gehoben werden.

Warum sind wohl die amerikanischen Wilden unter allen Völkern diejenigen, welche am meisten Verehrung für die Todten haben? In Zeiten drohender Gefahr ist das Erste, worauf sie Bedacht nehmen, die Rettung der Schätze des Grabes; auch anerkennen sie nur den Grund und Boden, worauf die Voreltern begraben sind, für gesetzliches Eigenthum. Wenn die Eigenthümer ihr Besitzrecht auf gewisse Landstriche vertheidigten, bedienten sie sich stets dieses, ihnen unwiderleglich scheinenden Beweisgrundes: « Sollen wir zu den Gebeinen unserer Väter sagen: Erhebet euch und folgt uns in ein fremdes Land? » Und wenn dieses Argument nicht durchdrang, was thaten sie? Sie trugen die Gebeine, welche ihnen nicht selbst folgen konnten, mit sich fort.

Die Ursachen dieser außerordentlichen Anhänglichkeit an geheiligte Ueberreste, lassen sich leicht auffindig machen. Gebildete Völker haben, um vaterländische Erinnerungen aufzubewahren, die Denkmale der Schrift und der Kunst; sie haben Städte, Palläste, Thürme, Säulen, Obeliske; sie haben die Furche des Pfluges auf den von ihnen angebauten Aeckern; ihre Namen sind auf Erz und Marmor eingegraben, ihre Thaten in den Jahrbüchern aufgezeichnet. Die Wilden haben nichts von



dem Allem; ihr Name ist nicht einmal an die Bäume ihrer Wälder angeschrieben; ihre Hütte, binnen wenigen Stunden erbaut, ist in einigen Augenblicken wieder vernichtet; ihr einfaches Ackerwerkzeug, welches nur leise die Oberfläche der Erde ritzte, bringt keine dauernde Furche hervor; ihre überlieferten Gesänge verstummen mit Dem, dessen Gedächtniß sie noch zuletzt festgehalten, dessen Stimme sie zuletzt wiederholt hat. So giebt es denn für die Völkerstämme der neuen Welt nur ein Denkmahl: das Grab. Nehmt den Wilden die Gebeine ihrer Väter, und ihr nehmet ihnen ihre Geschichte, ihr Gesetz und selbst ihre Gottheit; ihr raubet diesen Menschen bei der Nachkommenschaft den Beweis ihres Daseyns und ihrer Vernichtung.

---

Erndten, Feste, Einsammlung des Ahornzuckers, Fischfang, Tänze und Spiele.

---

### E r n d t e n.

Man hat gemeint und gesagt, die Wilden benützen den Erdboden gar nicht; dies ist ein Irrthum. Allerdings sind sie vorzugsweis Jäger, aber sie beschäftigen sich doch insgesammt mit irgend einer Art von Feldbau, und wissen Pflanzen und Bäume für den Bedarf des Lebens zu verwenden. Jene, welche das schöne Land inne hatten, das heutzutage die Staaten von Georgien, Tennessee, Alabama und Mississippi bildet, waren in jener Hinsicht weiter gekommen, als die Bewohner Canada's.

Bei den Wilden sind alle öffentlichen Arbeiten Feste. Wenn die letzten Fröste vorüber waren, ergriffen bei den Siminolen, Chicassas und Natchez die Weiber ihre hölzernen Hacken, nahmen Körbchen mit mehreren Abtheilungen, worin sich Maiskörner, Saamen von Wassermelonen, von Bohnen und von Sonnenblumen befanden, auf den Kopf, und bega-

ben sich auf das gemeinsame Ackerfeld, welches gewöhnlich eine leicht zu vertheidigende Lage, etwa auf einer Erdzunge zwischen zwei Flüssen, oder innerhalb eines Kreises von Hügeln, hatte. An dem einen Ende des Feldes stellte sich ein Theil der Weiber in einer Linie auf und begann nun, rückwärts schreitend, die Erde mit den Hacken aufzuwühlen. Andre Indianerinnen folgten ihnen und besorgten die Ausfaat auf dem so zubereiteten Boden. Die Bohnen und die Maiskörner wurden mit einander ausgeworfen, denn die Maisstengel mußten den kletternden Bohnen zum Anhalte dienen.

Junge Mädchen waren beschäftigt, Beeten von schwarzer zarter Erde anzulegen, worauf sie dann die Saamen der Melonen und Sonnenblumen ansäeten. Rings um diese Beeten zündeten sie Feuer von grünem Holze an, um die Keimung mittelst des Rauches zu beschleunigen. Die Sachems und die Zauberer leiteten die Arbeiten, die Kinder liefen um das Feld herum und verjagten durch ihr Geschrei die Vögel.

### F e s t e .

Das Fest des grünen Getreides fand im Monate Juny statt. Man sammelte eine gewisse Menge Mais, dessen Körner noch in der Milch waren, und machte daraus den *Tossomanony*, eine



Art Kuchen, welche zu den Kriegs- und Jagdvorräthen gehört.

Man siedet Maiskolben in Quellwasser, und wenn sie halbgekocht sind, bringt man sie an ein Gluthfeuer, bis sie eine röthliche Farbe bekommen. Dann werden sie in einem Poutagan oder hölzernen Mörser abgekörnt und die Körner angefeuchtet und zerstoßen, wodurch ein Teig entsteht, welcher, in Schnitten getheilt und an der Sonne getrocknet, sich eine unendliche Zeit gut erhält. Will man davon brauchen, so genügt es, ihn in Wasser, Ruzmilch oder Ahornsaft aufzuweichen, worauf er eine gesunde und wohlschmeckende Speise ausmacht.

Das höchste Fest der Natchez war das Fest des neuen Feuers, eine Art Jubelfeier zu Ehren der Sonne, welche die Hauptgottheit aller dem mexikanischen Reiche benachbarten Völkerschaften war.

Zur Zeit der großen Erndte lief ein öffentlicher Ausrufer durch die Dörfer und verkündete beim Schall einer Meerschnecke die Festlichkeit. Dies geschah mit folgenden Worten:

« Jede Familie bereite neue Gefässe und Kleider,  
 « die noch nie gebraucht worden; man säubere die  
 « Hütten; man werfe das alte Getreide, die alten  
 « Kleider und die alten Geräthschaften hin und ver-  
 « brenne sie in einem gemeinschaftlichen Feuer in der  
 « Mitte des Dorfes; die Uebelthäter mögen zurück-

« kommen, die Sachemß vergessen die Verbrechen  
« derselben. »

Diese Amnestie, welche die Menschen einander in dem Zeitpunkte zugestanden, wo die Erde ihnen ihre Schätze darbot, diese allgemeine Einladung an Glückliche und Unglückliche, an Rechtschaffene und Lasterhafte zum großen Festmahle der Natur, waren ein rührender Ueberrest der ursprünglichen Einfalt des Menschengeschlechtes.

Am zweiten Tage erschien der Ausrufer wieder und schrieb ein zweiundsiebenzigstündiges Fasten, strenge Enthaltung von allen Ergößlichkeiten und den Gebrauch der Reinigungsarzneien vor. Alle Natchez nahmen alsbald einige Tropfen vom Saft einer Wurzel, welche sie Blutwurzel nannten und welche von einer Art Wegetritt genommen wurde. \*) Der Saft ist roth und heftig brechenerregend. Während der drei Fast- und Beth-tage ward ein tiefes Schweigen beobachtet; man suchte sich von allem Irdischen loszumachen und nur mit Dem zu beschäftigen, welcher die Frucht am Baume und das Korn in der Aehre zur Reife bringt.

Am Ende des dritten Tages verkündete der Ausrufer die morgen statt findende Eröffnung des Festes.

---

\*) Es ist *Sanguinaria canadensis* L.

Kaum graute der Morgen, so sah man schon auf den vom Thau glänzenden Pfaden junge Mädchen, junge Krieger, Matronen und Sachems nach dem Sonnentempel wallen. Dieser bestand aus einer großen Hütte, welche bloß durch zwei Pforten, eine östliche und eine westliche, erhellet wurde. Die östliche Pforte war geöffnet und der Fußboden und die Wände des Tempels waren mit feinen buntgemalten und mit verschiedenen Hieroglyphen bezeichneten Matten bedeckt. Körbe, im Heiligthum der Reihe nach aufgestellt, enthielten — wie die Grüste unserer gothischen Kirchen — die Gebeine der ältesten Häupter der Nation.

Auf einem Altare, der nächst der östlichen Pforte so angebracht war, daß die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne auf ihn fielen, stand ein Gözenbild, welches ein Chouchouacha vorstellte. Es ist dieß ein Thier von der Größe eines Ferkels, mit Haaren wie ein Dachß, einem Rattenschwanz und Affenhänden; das Weibchen hat unter dem Bauche einen Beutel, worin es seine Jungen säugt. \*) Zur Rechten des Chouchouachabildes war die Figur einer Klapperschlange, zur Linken eine roh geschnitzte unförmliche Menschengestalt. Vor diesen Gözen unterhielt man

---

\*) Das virginische Beutelthier oder Dpossum, *Didelphis virginiana Penn.* A. d. U.



in einem steinernen Gefäße ein Feuer von Eichenrinde, welches man nie ausgehen ließ, außer am Vorabende vor dem Feste des neuen Feuers oder der Erndte. Die Erstlinge der Früchte waren um den Altar aufgehängt, und die im Tempel anwesenden Personen auf folgende Art geordnet:

Das erste Oberhaupt, die Sonne genannt, hatte seinen Platz rechts am Altare, links das weibliche Oberhaupt, das einzige Weib, welches ins Innere des Heiligthums eintreten durfte. An die Sonne schlossen sich die beiden Kriegshauptleute, die beiden Beamten für Unterhandlungen und die vornehmsten Sachems an; zur Seite des weiblichen Oberhauptes setzten sich der Aedil oder Aufseher über die öffentlichen Arbeiten, die vier Festherolde und die jungen Krieger. Auf dem Boden vor dem Altare waren aus schiefer und etwa bis zur Höhe von achtzehn Zoll übereinander gelegten trocknen Schilfrohrstücken mehrere concentrische Kreise gebildet, wovon der äußerste einen Durchmesser von zwölf bis dreizehn Fuß hatte.

Der Oberpriester, auf der Schwelle des Tempels stehend, heftete den Blick unverwandt nach Osten. Bevor er zu der festlichen Handlung gekommen, hatte er sich dreimal im Mississippi untergetaucht. Sein weißes Gewand aus Birkenrinde war mit einer Schlangenhaut gegürtet, und

statt der ausgestopften alten Ohreule, womit sonst sein Haupt geschmückt war, trug er jetzt einen jungen Vogel dieser Gattung. Er rieb langsam zwei Stücke trocknen Holzes an einander und sprach mit leiser Stimme magische Worte. Ihm zur Seite hielten zwei Hilfspriester zwei mit Handhaben versehene große Kämpfe voll eines schwarzen Getränkes. Sämmtliche Weiber, den Rücken gegen Sonnenaufgang gekehrt, und sich mit der einen Hand auf ihre Ackerhacken stützend, an der andern ihre Kinder haltend, bildeten vor der Pforte des Tempels einen weiten Kreis.

Die Ceremonie hatte etwas Großartiges, denn des wahren Gottes Spuren machen sich selbst in den falschen Religionen bemerkbar. Jeder betende Mensch ist achtungswürdig und das an die Gottheit gerichtete Gebet schon seiner Natur nach so heilig, daß es auch den Betenden gewissermaßen heiligt, sey er schuldlos, schuldbeladen oder unglücklich. — Es war ein rührendes Schauspiel, einen ganzen Volksstamm zur Erndtezeit in einer Wildniß versammelt und dem Allmächtigen für seine Wohlthaten danken zu sehen, sie lobsingen zu hören dem Schöpfer, der das Gedächtniß seines Schöpfungswerkes dadurch verewigt, daß er jeden Morgen die Sonne über die Erde aufgehen läßt.

Ein tiefes Schweigen herrschte unter der Menge. Der Oberpriester beobachtete aufmerksam die

Veränderungen am Himmel. Sobald die Farben Aurorens, von Rosenroth in Purpur verwandelt, von den Strahlen eines reinen Feuers durchbrochen und immer heller und heller zu werden begannen, rief der Priester schneller die beiden Holzstücke aneinander. Ein aus Hollundermark gefertigter, in Schwefel getauchter Docht war bestimmt, den Funken aufzufassen. Die zwei Ceremoniemeister gingen in abgemessenen Schritten, der eine gegen das männliche, der andere gegen das weibliche Oberhaupt hin, verneigten sich dabei von Zeit zu Zeit und blieben endlich vor den beiden Oberhäuptern unbeweglich stehen.

Flammenströme ergossen sich im Osten und der obere Theil der Sonnenscheibe erschien über'm Horizont. In diesem Augenblicke ruft der Hohepriester das heilige Nah, Feuer sprüht aus den durch Reiben erhitzten Hölzern, der Schwefeldocht entzündet sich, die Weiber außerhalb des Tempels kehren sich plötzlich um und heben allzumal ihre neugebornen Kinder und ihre Hacken dem Gestirne des Tages entgegen.

Der erste Häuptling und das weibliche Oberhaupt trinken das schwarze Getränk, welches ihnen die Ceremonienmeister darbieten. Der Zauberer zündet die Kreise von Schilfrohr an, die Flammen folgen den vorgeschriebenen Linien. Auch die Eichenrinde auf dem Altare wird angezündet und von diesem neuen Feuer empfangen sodann die ausge-



löschten Herde des Dorfes wieder ihre ersten Flammen. Das Oberhaupt stimmt die Hymne an die Sonne an.

Nachdem die Kreise des Schilfrohrs vom Feuer verzehrt und die Gefänge geendet waren, trat das weibliche Oberhaupt vor den Tempel hinaus, stellte sich an die Spitze der Weiber und diese zogen nun in geordneter Reihe auf das gemeinsame Erndtefeld. Die Männer durften ihnen nicht folgen. Jene schickten sich an, die ersten Maisgarben zu sammeln, um sie theils dem Tempel darzubringen, theils daraus die ungesäuerten Brode für das Nachts zu feiernde Mahl zu bereiten. Jedes der Weiber riß zu diesem Endzweck auf dem seiner Familie besonders angewiesenen Biereck eine gewisse Anzahl der schönsten Maisstengel aus. Diese prächtige Pflanze erreicht hier eine Höhe von sieben Fuß, und umgeben mit ihren grünen Blättern, gleichen die Kolben ihrer goldenen Körner jenen mit Bändern umwickelten Spinnrocken, welche unsre Bäuerinnen zur Einsegnung in die Dorfkirchen bringen. Tausende von blaulichten Drosseln \*), von kleinen Tauben, nicht größer als eine Amsel \*\*), von Reiskögeln

---

\*) *Turdus migratorius* L. oder eine verwandte Art.

U. d. U.

\*\*\*) *Columba passerina* L.?

U. d. U.

(Oiseaux de rizière) mit grauem blaugesprenkeltem Gefieder \*) — sitzen auf den Maisstengeln und fliegen weg, wenn die Schnitterinnen nahen, die verborgen in den Gängen des hohen Getreides gehn. — Der schwarze Fuchs \*\*) macht oft große Verwüstungen in diesen Feldern.

Die Weiber kamen zum Tempel zurück, auf dem Kopfe die Garben der Erstlingsfrüchte tragend; der Oberpriester empfing ihre Opfergabe und legte sie auf dem Altare nieder. Die östliche Pforte des Heiligthums wurde geschlossen, die westliche geöffnet. Es war nun Abend geworden; die versammelte Schaar stellte sich in Gestalt eines Halbmondes, dessen beide Spitzen gegen die Sonne gekehrt waren, am westlichen Tempelthore auf; die Hilfspriester streckten in emporgehobener rechter Hand die ungesäuerten Brode dem Tagesgestirne entgegen. Der Zauberer sang das Abendlied, ein Lob der Sonne bei ihrem Niedergange: ihre neugebornen Strahlen hatten dem Mais Wach-

---

\*) Eine zu ungenügende Angabe, um daraus den Vogel mit Bestimmtheit zu erkennen. A. d. U.

\*\*) Eigentlich führt *Canis argentatus Penn.* den Namen schwarzer Fuchs, allein dieser scheint nur im hohen Norden von Amerika vorzukommen, während *C. cinereo-argentatus Gm.* mehr südwärts lebt und wahrscheinlich hier gemeint ist. A. d. U.

thum gegeben, ihre sterbenden Strahlen hatten die Kuchen der geerdneten Körner gesegnet.

Beim Anbruche der Nacht zündete man Feuer an; junge Bären wurden gebraten und gaben, mit wilden Weintrauben gewürzt, zu dieser Jahreszeit ein treffliches Gericht. Auf den Kohlen briet man Truthühner, schwarze Haselhühner und Fasjanen, größer als die europäischen. \*) Das so zubereitete Geflügel hieß die Speise der weißen Männer. Die Getränke und Obstarten, welche bei diesem Mahle genossen wurden, bestanden im Saft von Smilar, von Ahorn, vom weißen Nußbaume und in Maiäpfeln, Dattelpflaumen \*\*) und Nüssen. Die Ebene war erhell't von zahlreichen Feuern, und von allen Seiten ließen sich die Töne des Chichikoue, der Handtrommeln und der Pfeifen hören, vermischt mit den Stimmen der Tanzenden und mit dem Beifallsgeschrei der Zuschauer.

Ward bei diesem Feste ein Sachem irgend einen Unglücklichen gewahr, der nur von ferne und einsam nach den Spielen auf der Ebene hinsah,

---

\*) Wirkliche Fasjanen kommen in Nordamerika nicht vor, aber die nicht unähnlichen Waldhühner *Tetrao Cupido* und *T. Phasianellus*.

A. d. U.

\*\*\*) Die Früchte von *Diospyros virginiana* L.

A. d. U.



so gieng jener auf ihn zu, befragte ihn um den Grund seiner Traurigkeit, und hob seine Leiden, wenn sie zu heben waren, oder linderte sie wenigstens, wenn sie ihrer Natur nach nicht ganz beseitigt werden konnten. —

Der Mais wird auf zweierlei Art geerntet, entweder durch Ausreißen der ganzen Pflanze oder durch Abschneiden zwei Fuß hoch über der Erde. Die Körner werden in ledernen Schläuchen oder in Gruben, welche mit Schilf eingefast sind, aufbewahrt. Auch die ganzen Kolben werden zuweilen aufgehoben und dann nach Bedürfnis abgeföhrt. Um die Maiskörner zu Mehl zu machen, zerstampft man sie in einem Mörser oder zerquetscht sie zwischen zwei Steinen. Indessen bedienen sich die Wilden jetzt auch der Handmühlen, welche sie von Europäern erhandeln.

Die Erndte des Windhafers oder wilden Reises \*) folgt unmittelbar auf jene des Mais. Ich habe an einem andern Orte davon geredet. \*\*)

### Einsammlung des Ahornzuckers.

Zweimal im Jahre wurde und wird noch jetzt bei den Wilden der Ahornsaft eingesammelt. Die

---

\*) *Zizania palustris* L. und *Z. clavulosa* Mich.

U. d. II.

\*\*) In den *Natchez*.

erste Einsammlung geschieht gegen Ende des Februars, des März oder des Aprils, je nach dem Breitegrade des Landes, wo der Zuckerahorn wächst. Der nach leichten Nachtfrosten gewonnene Saft verwandelt sich in Zucker, wenn man ihn über einem großen Feuer siedet. Die Ergiebigkeit an Zucker ist aber nach der Beschaffenheit der Bäume verschieden. Dieser Zucker ist grünlich von Farbe, von angenehmem, etwas säuerlichem Geschmacke und leicht verdaulich.

Die zweite Einsammlung findet statt, wenn der Saft des Baumes nicht mehr Consistenz genug hat, um sich in Zucker verwandeln zu lassen; er verdickt sich dann zu einer Art Melasse (Syrup), welche, in Quellwasser aufgelöst, ein erfrischendes Getränk für den heißen Sommer abgiebt.

Man verwendet große Sorgfalt auf die Unterhaltung der Gehölze vom rothen sowohl als weißen Ahorn. \*) Die ergiebigsten Bäume sind aber diejenigen, deren Rinde schwarz und aussäzig ist. Die Wilden glauben beobachtet zu haben,

---

\*) Es wird in Nordamerika von mehreren Ahornarten Zuckersaft gewonnen, namentlich von weißen oder eigentlichen Zuckerahorn, vom rothen, vom rauhfrüchtigen, vom schwarzen Ahorn ic. *Acer saccharinum, rubrum, eriocarpum, nigrum.*

daß letzterer Zustand durch den rothköpfigen Specht \*) hervorgebracht werde, welcher die saftreichsten Ahorne anzapfe. Sie achten diesen Specht für einen flugen und verschmigten Vogel.

Ungefähr vier Fuß hoch von der Erde macht man in den Stamm des Ahorns zwei Löcher südwärts und zwei nordwärts, jedes Loch  $\frac{3}{4}$  Zoll tief und in schiefer Richtung, um das Ausfließen des Saftes zu erleichtern. Nach und nach, wie der Saft abfließt, bohrt man tiefer ein, bis zur Tiefe von  $2\frac{1}{2}$  Zoll. Zwei hölzerne Tröge werden, zu beiden Seiten, untergestellt und in die Löcher Hohlenderröhren eingefügt, um den Saft in die Tröge zu leiten.

Alle vierundzwanzig Stunden nimmt man den ausgeflossenen Saft weg, bringt ihn unter einen mit Rinde gedeckten Schoppen, siedet ihn in einem steinernen Becken, unter wiederholtem Abschäumen, bis zur Hälfte ein, und gießt ihn dann in ein anderes Behälter, worin das Kochen fortgesetzt wird, bis er die Dicke eines Syrup erlangt. Dann wird er vom Feuer genommen und zwölf Stunden lang ruhig hingestellt. Nach Umfluß dieser Zeit gießt man ihn in ein drittes Becken, jedoch mit der Vorsicht, daß der Bodensatz vollkommen zurückbleibt.

---

\* *Picus erythrocephalus Gm.* oder *pileatus Lath.*  
A. d. U.



Auch dieß dritte Becken wird über's Feuer, aber nur ein Kohlenfeuer ohne Flammen, gebracht. Man wirft ein wenig Fett in den Syrup, damit er nicht über den Rand des Gefäßes steige. Wenn er Fäden zu ziehen anfängt, muß man sich beeilen, ihn in ein viertes und letztes Gefäß zu gießen, welches von Holz ist und das Kühlbottich heißt. Eine kräftige Weibsperson rührt nun darin unausgesetzt mit einem Cederstocke, bis sich der Saft körnt. Dann bringt sie ihn in eine Art Model von Rinde, worin der festwerdende Zucker die Gestalt kleiner Zuckerhüte annimmt; und hiemit ist die Operation beendigt.

Wenn es sich nur um die Bereitung von Melasse handelt, so endet das Verfahren schon mit dem zweiten Feuer.

Vierzehn Tage lang dauert der Saftausfluß des Ahorns, und diese vierzehn Tage sind ein fortwährendes Fest. Jeden Morgen begiebt man sich in das Ahorngehölz, welches gewöhnlich von einem fließenden Wasser bespült wird. Gruppen von Indianern und Indianerinnen sind unter den Bäumen zerstreut; junge Leute ergötzen sich mit Tanz oder Spiel; Kinder baden unter den Augen der Sachems. Beim Anblicke der Fröhlichkeit dieser Bilden, ihrer Halbnacktheit, der Lebhaftigkeit ihrer Tänze, der nicht minder geräuschvollen Kämpfe der Badenden, der Beweglichkeit und Frische des Ge-

wässers, der Dunkelheit des Schattens — glaubt man das Bild jener Faunen und Dryaden vor sich zu sehen, wie es die Dichter malen:

Tum vero in numerum Faunosque fe-  
rasque videres  
Ludere. \*)

### F i s c h f a n g.

Die Wilden sind eben so gewandte Fischer, wie Jäger. Sie fangen die Fische theils mit Angeln theils mit Netzen, und wissen auch Fischteiche abzulassen. Den Fang einiger Fischarten führen sie im Großen und als eine öffentliche Angelegenheit aus. Am ausgezeichnetsten in dieser Hinsicht war ehedem der Störfang, welcher im Mississippi und seinen Seitenflüssen statt fand. Er ward mit der Vermählung des Netzes eröffnet. Sechs Krieger und sechs angesehene Frauen trugen ein Fischernetz mitten durch die Schaaren der Zuschauer auf den großen Platz des Dorfes und verlangten für ihren Sohn, das Netz, zwei junge Mädchen, welche sie benannten, zur Ehe.

Die Verwandten der zwei Mädchen gaben ihre Einwilligung und die Mädchen wurden durch den Zauberer unter den gewöhnlichen Ceremonien mit

---

\*) Schaaren von Faunen und wildem Gethiere säßt du dann spielen.

dem Netze vermählt. So vermählte sich der Doge von Venedig mit dem Meere.

Mimische Tänze folgten auf die Vermählung. Dann begab man sich an den Fluß, an dessen Ufer sämtliche Kanots und Piroguen \*) bereit standen. Die neuen Bräute, eingehüllt in das Netz, wurden vor dem Zuge her getragen. Man schiffte sich ein, versehen mit Fackeln aus Fichtenholz und mit Feuersteinen. Das Netz, seine Weiber, der Zauberer, das erste Oberhaupt, vier Sachems und acht Krieger zum Rudern bestiegen eine große Pirogue, welche sich an die Spitze der Flotte setzte.

Die Flotte suchte nun eine Bucht auf, worin die Störe sich in Menge aufzuhalten pflegten. Unterwegs fischte man alle Arten anderer Fische, Lachsforellen im Garne, Waffenfische \*\*) mit dem Angel. Man fängt den Stör mittelst eines Wurfspießes, der an einer im Rachen angebundenen Leine befestigt ist. Der getroffene Fisch flieht und zieht das Kanot mit sich fort; bald wird aber seine Flucht langsamer und er stirbt auf der Oberfläche des Wassers. Die verschiedene Haltung der Fischer,

---

\*) Rachen, welche bloß aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehen. U. d. U.

\*\*) „Poissons armés“ nennt man verschiedene Fischgattungen, nach Cloquet aber in Nordamerika besonders den Caimanfisch, *Esox osseus L.* U. d. U.



das Spiel der Ruder, das Schwellen der Segel, die Stellung der theils in Gruppen versammelten theils einzelnen Piroguen — all' dieses gewährt ein höchst malerisches Bild und die nahe Uferlandschaft giebt den unbeweglichen Hintergrund dieses vielbewegten Gemäldes.

Beim Anbruche der Nacht zündete man in den Piroguen Fackeln an, deren Schein sich in den Fluthen wiederholte. Die dichtgedrängten Rachen warfen dunkle Schattenmassen in den gerötheten Strom, man glaubte in diesen indianischen Fischern, die sich auf den Bogen umhertrieben, ihre Manitous zu sehen, jene phantastischen Ausgeburten des Aberglaubens und der Träumerei des Wilden.

Um Mitternacht gab der Zauberer das Zeichen zur Heimkehr, mit der Erklärung, das Netz wünsche sich mit seinen zwei Weibern zurückzuziehen. Die Piroguen ordneten sich in zwei Reihen. Am Borde wurden zwischen den Ruderern symmetrisch und wagerecht Fackeln aufgesteckt, welche, beim Schwanken der Fahrzeuge wechselweis verschwindend und wieder erscheinend, feurigen Rudern glichen, wodurch die Kanots bewegt zu werden schienen.

Nun sang man das Hochzeitlied des Netzes. Das Netz, in der vollen Glorie eines Neuvermählten, ward als Besieger des gekrönten und

zwölf Fuß langen Störs gepriesen. Man schilderte die völlige Niederlage des ganzen Heeres der Fische und der ihnen Weg bahrenden Krebse, durch das siegreiche Netz. Dann folgten Strophen, welche den Schmerz der Wittwen der Fische besangen. «Umsonst schwimmen die Wittwen umher, sie werden diejenigen nicht wieder finden, mit denen sie in den Hainen unterm Wasser umher zu irren liebten; sie werden nicht mehr mit ihnen auf Betten von Moos unter dem durchsichtigen Gewölbe ruhen.» — Endlich ward das Netz eingeladen, nach so vielen Großthaten jetzt in den Armen seiner zwei Gattinnen zu schlafen.

### T a n z e.

Bei den Wilden, wie bei den alten Griechen und bei den meisten Völkern in ihrer Kindheit, verbindet sich der Tanz mit allen Handlungen des Lebens. Man tanzt bei den Hochzeiten und die Weiber nehmen an diesem Tanze Theil; man tanzt um einen Gast zu empfangen, um eine Pfeife zu rauchen; man tanzt bei der Erndte; man tanzt bei der Geburt eines Kindes; man tanzt zumal bei der Todtenfeier. Jede Jagd hat ihren Tanz, worin die Bewegungen, das Benehmen und das Geschrei des Thieres, welches man verfolgen will, dargestellt werden: man klettert wie ein Bär, man baut wie ein Biber, man galoppirt im Kreise

herum wie ein Bison, man hüpfet wie ein Reh, man heult wie ein Wolf, man bellt wie ein Fuchs.

Bei dem Tanze der Tapfern oder dem Kriegstänze stellen sich die Krieger in voller Rüstung in zwei Reihen; ein Kind befindet sich an der Spitze, ein Chichikoue in der Hand, das Kind der Träume, welches unter dem Einflusse guter oder böser Manitou's geträumt hat. Hinter den Kriegern kömmt der Zauberer, der Prophet oder Ausleger der Träume des Kindes. Die Tänzer bilden sodann unter leisem Brummen einen doppelten Kreis, während das Kind sich in die Mitte stellt und mit niedergeschlagenen Augen einige unverständliche Worte spricht. Wenn es sein Haupt wieder erhebt, beginnen die Krieger zu hüpfen und lauter zu brüllen, wodurch sie sich dem Manitou des Hasses und der Rache, Athaensic, weihen. Eine Art Vortänzer bezeichnet den Takt durch das Schlagen einer Handtrommel. Zuweilen haben die Tänzer an den Füßen kleine Glöckchen, die sie von Europäern kauften.

Stehen sie im Begriffe einen Feldzug zu unternehmen, so nimmt ein Häuptling die Stelle des Kindes ein, hält eine Anrede an die Krieger und schlägt mit seiner Schlachtkeule das roh auf die Erde gezeichnete Bild eines Mannes oder des Manitou der Feinde. Indem hierauf die Krieger ihren Tanz



fortsetzen, machen sie ebenfalls Angriffe auf das Bild, ahmen die Stellungen eines Kämpfenden nach, schwingen die Keulen oder Streitärte, zielen mit Flinte oder Bogen, fechten mit ihren Messern unter heftigen Verzerrungen und wildem Geheule.

Bei der Rückkunft aus dem Feldzuge ist der Kriegstanz noch weit schreckhafter. Köpfe, Herzen, verstümmelte Glieder, Schädel mit blutigen Haaren sieht man auf Pfählen aufgesteckt, und um diese Trophäen her wird getanzt. Die zum Feuer-tode bestimmten Kriegsgefangenen müssen dem Schauspiele dieser schaudererregenden Freude beiwohnen. — Ich werde von einigen andern Tänzen ähnlicher Art unter dem Artikel Krieg sprechen.

### S p i e l e.

Das Spiel ist eine unter allen Menschen vorkommende Beschäftigungsart, und hat drei Quellen: die Natur, die Geselligkeit, die Leidenschaften. Daher drei Arten von Spiel: die Spiele der Kindheit, die Spiele der Herangewachsenen, die Spiele des Müßigganges oder der Leidenschaften.

Die Spiele der Kindheit, von den Kindern selbst erfunden, stimmen auf der ganzen Erde überein. Ich sah den kleinen Wilden, den kleinen Beduinen, den kleinen Neger, den kleinen Franzosen, den kleinen Engländer, den kleinen Deutschen, den kleinen Italiener, den kleinen Spanier, den kleinen

unterdrückten Griechen, und den kleinen unterdrückenden Türken Ball werfen und Reif rollen. Wer zeigte diesen in Sprache, Abkunft, Sitten und Vaterland so sehr verschiedenen Kindern die nämlichen Spiele? Der Herr der Menschheit, der Vater der großen und einen Familie; Er lehrte die Unschuld - diese Ergößungen, durch welche die Kräfte entwickelt werden, und die somit ein Bedürfniß der Natur sind.

Die zweite Art der Spiele ist diejenige, welche, indem sie dient zu irgend einer Kunstfertigkeit anzuleiten, ein Bedürfniß der menschlichen Gesellschaft ist. Hieher sind zu zählen: die gymnastischen Spiele, die Wettfahrten zu Wagen und die Schiffskämpfe (Naumachien) bei den Alten, das Ringelstechen, das Ringen, der Waffentanz und die Turniere im Mittelalter, das Ballschlagen, das Fechten, das Wettrennen zu Pferde und die Taschenspielerereien bei den Neuern. Das Spiel der Schaubühne mit seinem Pomp ist etwas Eigenes und gehört zu den Schöpfungen des Geistes; eben so verhält es sich mit dem Damen- und Schachspiele.

Die dritte Art der Spiele sind die Glücksspiele, wo der Mensch Vermögen, Ehre, ja manchmal Freiheit und Leben mit einer an Wahnsinn gränzenden Wuth auf's Spiel setzt; sie sind ein Bedürfniß der Leidenschaften. Die Würfel

bei den Alten, die Karten bei den Neuern, die Knöchelchen bei den nordamerikanischen Wilden gehören zu diesen verderblichen Vergnügungen.

Auch bei den Indianern trifft man alle drei so eben aufgezählte Arten der Spiele an.

Die Spiele der Kinder sind die nämlichen wie jene der unsrigen: der kleine Spielball und der größere Schlagball, das Wettrennen, das Bogenschießen. Ferner haben sie das Federspiel, welches an ein altes Spiel der Ritterzeiten erinnert. Krieger und junge Mädchen tanzen um vier Pfähle, auf welchen Federn von verschiedenen Farben befestigt sind. Von Zeit zu Zeit tanzt ein Tänzer aus dem Reihen heraus und nimmt eine Feder von der Farbe, die seine Geliebte trägt; er steckt die Feder in die Haare und kehrt in den Reihen der Tanzenden zurück. Aus der Richtung der Feder und aus den Tanzfiguren des Liebhabers weiß dann die Indianerin zu erkennen, welchen Ort zur geheimen Zusammenkunft jener ihr andeutet. Manche Tänzer nehmen Federn von einer Farbe, welche keine der Tänzerinnen trägt, um dadurch auszudrücken, daß sie nicht lieben oder nicht geliebt werden. — Verheirathete Weiber können nur als Zuschauerinnen diesem Spiele beiwohnen.

Von den Spielen dritter Art, den Spielen des Müßigganges oder der Leidenschaften, will ich nur das Knöchelspiel beschreiben. An die-



ses Spiel setzt der Wilde oft Weib, Kind, Freiheit, und wenn er auf sein Wort spielt und verliert, so hält er bestimmt Wort. Seltsam! Menschen, welche oft ihre heiligsten Eide brechen, welche der Gesetze lachen, welche gewissenlos den Nächsten und zuweilen selbst den Freund betrügen, welche sich aus Ueberlistung und Doppelzüngigkeit ein Verdienst machen, setzen ihre Ehre darein, die Verbindlichkeiten ihrer Leidenschaften zu erfüllen, dem Verbrechen Wort zu halten, und die Treue gegen die, oft strafbaren, Urheber ihres Ruins, und die Mitschuldigen ihrer Verdorbenheit nicht zu verletzen!

Bei dem Knöchel- oder, wie es auch genannt wird, Plattenspiele sind nur zwei eigentliche Spieler, deren jeder aber einen Marqueur hat. Die übrigen Anwesenden nehmen nur durch Wetten für oder gegen an dem Spiele Theil. Man spielt auf einem Tische oder auch auf dem bloßen Rasen. Die beiden Spieler haben 6 oder 8 Würfel oder Knöchelchen, die wie Aprikosenkerne aussehen und sechs ungleiche Flächen haben; von den zwei größten Flächen ist die eine weiß, die andere schwarz bemalt. Die Knöchelchen werden auf einer etwas ausgehöhlten hölzernen Platte gemischt; einer der Spielenden dreht letztere schnell im Kreise herum, stößt sie dann auf den Tisch oder den Rasen und macht dadurch, daß die Knöchelchen hoch em-

vorspringen. Fallen diese nun so, daß alle die nämliche Farbe zeigen, so gewinnt der Wurf fünf Pointen; sind fünf Knöchelchen von sechsen oder achten gleichfarbig, so gewinnt der Spielende das erstemal nur ein Point, wenn ihm aber derselbe Wurf wieder gelingt, so ist er Sieger und gewinnt die ganze Parthie, welche vierzig zählt.

Der Gewinnende setzt das Spiel fort; der Verlierende hingegen tritt seinen Platz einem der auf seine Seite Bettenden ab, den der Marqueur nach Gutdünken wählt. Die Marqueurs sind Hauptpersonen bei diesem Spiele, man wählt sie mit großer Vorsicht und zieht diejenigen vor, welche man im Besitze des stärksten und geschicktesten Manitou glaubt. Die Ernennung derselben veranlaßt oft heftige Kämpfe. Wenn nämlich eine Parthie einen Marqueur gewählt hat, dessen Manitou, d. h. dessen Glück, für besonders gefährlich gilt, so widersezt sich die andre Parthie dieser Ernennung. Manchmal hat man eine hohe Meinung von der Macht des Manitou eines Menschen, den man haßt; in diesem Falle pflegt gleichwohl der Eigennuß über die Feindseligkeit zu siegen, und ein solcher Mensch wird, ungeachtet des Hasses, den man gegen ihn hegt, zum Marqueur ernannt.

Der Marqueur hat ein kleines Brett in der Hand, worauf er die Würfe mit rother Kreide bemerkt. Die Bilden drängen sich in dichten Haufen um die

Spieler; Aller Augen sind auf die Platte und die Knöchelchen geheftet, Jeder richtet seine Wünsche und Gelübde an die guten Geister. Manchmal sind die Einsätze auf einen einzigen Wurf ungeheuer groß für Indianer; der Eine setzt seine Hütte, Andre wetten ihre Kleider gegen die Kleider der Gegenparthei, wieder Andre, die schon all' ihr Vermögen verspielt haben, setzen ihre Freiheit gegen eine Kleinigkeit: sie erbieten sich, eine gewisse Anzahl Monate oder Jahre demjenigen zu dienen, der den Wurf gegen sie gewinnt.

Die Spieler bereiten sich auf ihr Verderben durch religiöse Gebräuche vor; sie fasten, wachen, bethen, die Jünglinge entfernen sich von ihren Geliebten, die Ehemänner von ihren Weibern; die Träume werden sorgfältig beobachtet. Die Betheiligten versehen sich mit einem Säckchen, wovon sie alle die Sachen thun, von denen sie träumten, kleine Stückchen Holz, Baumblätter, Fischzähne und hundert andre, für heilbringend gehaltene Manitous. Bangigkeit malt sich während des Spieles auf den Gesichtern, die Versammlung wäre nicht in größerer Spannung, wenn es sich um das Schicksal der Nation handelte. Man drängt sich zu dem Marqueur, man sucht ihn zu berühren, um sich dadurch unter seinen Einfluß zu setzen; eine wahre Raserei beherrscht Alle. Jedem Wurf geht ein tiefes Schweigen voran, und folgt ein lautes Geschrei.



Beifall der Gewinnenden und Flüche der Verlierenden ergießen sich über die Marqueurs, und Leute, welche sonst ganz anständig und gemäßiget in ihren Worten sind, stoßen dann Schimpfreden von unglaublicher Rohheit und Abscheulichkeit aus.

Wenn der entscheidende Wurf kömmt, muß der Spieler zuweilen inne halten, vor er wirft; die Bettenden beider Partheien erklären, der Augenblick sey ungünstig, man dürfe die Knöchelchen noch nicht springen lassen. Ein Spieler redet die Knöchelchen an, wirft ihnen ihre Bosheit vor und droht sie zu verbrennen; ein Anderer verlangt, die Sache solle nicht entschieden werden, bevor er etwas Tabak in den Fluß geworfen; Mehrere fordern mit gewaltigem Lärm den Sprung der Knöchelchen, doch ist eine einzige Stimme, die sich widersetzt, hiareizend, Aufschub des Wurfes zu bewirken. Es ruft z. B. im Augenblicke, da man enden will, einer der Theilnehmer: « Halt, halt! mein Hausrath bringt mir Unglück! » Er läuft in seine Hütte, bricht alle seine Geräthschaften in Stücke und wirft sie vor die Thüre, kömmt dann zurück und sagt: « Jetzt spielt, spielt! »

Oft bildet sich einer von den Bettenden ein, dieser oder jener Mensch bringe ihm Unglück; dann muß letzterer, wenn er nicht selbst mitspielt, sich entfernen, oder man muß einen andern Mann ausfindig machen, dessen Manitou nach dem Urtheile

des Bettenden dem Manitou dessen, welcher Unglück droht, überlegen ist. Es hat sich ereignet, daß französische Befehlshaber in Canada, welche Zeugen dieser beklagenswürdigen Scenen waren, sich genöthigt sahen, dem Eigensinne solcher indianischen Spieler nachzugeben und sich zu entfernen. Man kann diesen Eigensinn nicht als unbedeutend behandeln, denn das ganze Volk würde sich des Spielers annehmen, die Religion würde für verletzt gehalten, und es könnte bis zum Blutvergießen kommen.

Endlich wenn der entscheidende Wurf geschieht, haben nur wenige Indianer den Muth, dieses mit anzusehen; die meisten werfen sich zur Erde, schließen die Augen, verstopfen sich die Ohren, und erwarten die Entscheidung des Glückes, wie man ein Urtheil über Leben oder Tod erwarten würde.

## Eintheilung des Jahres. Natürlicher Kalender.

---

### Eintheilung des Jahrs.

Die Bilden theilen das Jahr in zwölf Monde, eine Eintheilung, welche allen Völkern sich darbot, indem der Mond mit seiner zwölfmaligen Zu- und Abnahme das Jahr sichtbar in zwölf Abschnitte theilt, während das wahre Jahr, nämlich das Sonnenjahr, durch keine Veränderungen an der Sonnenscheibe angezeigt wird.

Die zwölf Monde haben ihre Namen von den Arbeiten der Bilden, von wohlthätigen oder nachtheiligen Einflüssen auf ihre Gesundheit, von besondern Gaben oder sonstigen Erscheinungen der Natur; demnach ändern sich diese Namen nach der Heimath und den Gebräuchen der verschiedenen Völkerschaften. Charlevoix führt zahlreiche Beispiele an. Ein neuerer Reisender \*) giebt die Monate der Sious und die Monate der Cypawais folgendermaßen an.

---

\*) Beltrami.



Monate der Siouſ.	Siouſſprache.
März, Augenweh-Mond.	Wisthociaſia-oni.
April, Wildpret-Mond.	Mograhoandi-oni.
Mai, Neſter-Mond.	Mograhochanda-oni.
Juniuſ, Erdbeer-Mond.	Wojuſticiaſciã-oni.
Juliuſ, Kirſchen-Mond.	Champacia-oni.
Auguſt, Büffel-Mond.	Tantankakiocu-oni.
September, Windhafer-Mond.	Wasipi-oni.
October, Windhaferſ- Ende-Mond.	Sciwoſtapi-oni.
November, Reh-Mond.	Takioukã-oni.
December, Gemeiß-Ab- wurfſ-Mond.	Ah eſciakiuſka-oni.
Januar, Stärke-Monde.	Ouwikari-oni.
Februar, Wilde-Kagen- Mond.	Owiciata-oni.

Monate der Cypawaiſ.	Algonquiniſſprache.
Juniuſ, Mond der Erd- beeren.	Hode i min-quiſiſ.
Juliuſ, Mond der ver- dorrenden Früchte.	Mikin-quiſiſ.
Auguſt, Mond der gel- ben Blätter.	Wathebaqui-quiſiſ.
September, Mond der fallenden Blätter.	Inaqui-quiſiſ.
October, Mond deſ durch- ziehenden Bildes.	Bina-hamo-quiſiſ.
November, Mond deſ Schnees.	Kaskadino-quiſiſ.
December, Mond deſ kleinen Geiſtes.	Manito-quiſiſ.

Monate der Cypawais.	Algonquinsprache.
Januar, Mond des großen Geistes.	Kitsi manito-quisis.
Februar, Mond der ankommenden Adler.	Wammebinni-quisis.
März, Mond des verhärteten Schnees.	Ouabanni-quisis.
April, Mond der Schneeschube.	Pokaodaquimi-quisis.
Mai, Mond der Blüten.	Wabigon-quisis.

Die Jahre werden nach der Anzahl der Schnee- oder Blüthezeiten gerechnet; der Greis und das junge Mädchen finden so die Sinnbilder ihres Alters in der Benennung ihrer Jahre.

### Natürlicher Kalender

Die Indianer kennen keine einzelnen Sterne außer den Polarstern; sie nennen ihn den unbeweglichen Stern, er dient ihnen des Nachts als Führer. Die Osagen haben einige Constellationen beobachtet und benannt. Bei Tage bedürfen die Wilden keinen Kompaß: in den Savannen zeigt ihnen die südwärts geneigte Spitze der Kräuter, in den Wäldern das Moos, welches an der Nordseite der Baumstämme wächst, die Weltgegenden. Sie wissen auch auf Stücke von Baumrinde eine Art Landkarten zu zeichnen, worauf die Entfernungen nach Tagereisen angemerkt sind.

Die Grenzmarken ihrer Gebiete sind Flüsse, Berge, ein Felsen, bei dem ein Vertrag geschlossen worden, ein Grabhügel am Saume eines

Waldes, eine Grotte des großen Geistes in einem Thale.

Vögel, Säugethiere, Fische dienen den Wilden als Barometer, Thermometer und Kalender. Auch sagen sie, der Biber habe sie bauen und ihre Verwaltung einrichten gelehrt, der Carcajou mit Hunden jagen, indem er mit den Füchsen jage, der Wassersperber mit Köder fischen.

Die unzählbaren Züge der Tauben und die Schnepfe mit elfenbeinernem Schnabel \*) sind dem Indianer Vorboten des Herbstes; die Papageie und Spechte kündigen mit zitterndem Geschrei kommandes Regenwetter an. Wenn im Monat April der Maulawis, eine Art Wachtel \*\*), sein Geschrei vom Morgen bis Abend hören läßt, hält sich der Siminole für sicher, daß die Kälte vorüber sey; wenn aber dieser Vogel auf dem Dach einer Hütte übernachtet, so bereitet sich der Eigenthümer derselben zum Sterben. Wenn der weiße Vogel hoch in der Luft umherfliegt, so verkündet er Sturm; fliegt er des Abends vor einem Reisenden her und schwankt dabei bald nach der einen bald nach der andern Seite, so prophezeit er Gefahr.

Bei großen, das Vaterland betreffenden Ereignissen zeigt sich, nach der Versicherung der Zauberer, Kit-schi-manitou in den Wolken, getragen von seinem Lieblingsvogel Wakon, einer Art Pa-

---

\*) Ein noch nicht genügend bekannter Vogel in Kentucky. U. d. U.

\*\*\*) *Perdix Coyolcos Lath.* U. d. U.



radiesvogel mit braunen Flügeln und vier langen grün und rothen Federn im Schwanze.

Erndten, Spiele, Jagden, Tänze, Versammlungen der Sachems, Hochzeits-, Geburts- und Todtenfeste — alles wird in Gemäßheit bestimmter Naturbeobachtungen angeordnet. Offenbar müssen diese Gewohnheiten der Sprache dieser Völker großen Reiz und etwas Dichterisches verleihen. Auch bei unsern Landleuten ist manches Aehnliche zu finden.

---

## A r z n e i k u n d e.

Es giebt bei den Wilden eine Art besondrer Einweihung zur ärztlichen Wissenschaft, oder wie sie es nennen, zur großen Arzneikunde; man wird wie zur Freimaurerei aufgenommen und findet dabei eigenthümliche Geheimnisse, Dogmen und Gebräuche.

Würden die Indianer ihre abergläubischen Gewohnheiten und die Gaukeleien ihrer Priester bei der Behandlung der Krankheiten beseitigen, so müßte man zugestehen, daß sie wirklich das Wesentliche der Heilkunst inne haben, ja man könnte sogar sagen, daß diese Kunst bei ihnen fast eben so weit vorgeschritten ist, als bei den gebildeten Völkern.

Sie kennen eine Menge Mittel zur Heilung der Wunden. Sie machen Gebrauch von dem Garent-oguen, das sie wegen seiner Form auch

Abasoutchenza nennen, und welches das Ginseng der Chinesen \*) ist. Sie stillen die Wechselfieber mittelst der innern Rinde des Sassafrasbaumes. Sie heilen Blähungen des Unterleibes mit der Wurzel einer epheublättrigen Lychnis \*\*). Sie wenden die canadische Bellis \*\*\*) , welche sechs Fuß hoch wird und dicke geriefte Blätter hat, gegen Gangrän (Brand) an; diese Pflanze, entweder gepulvert oder frisch zerquetscht angewendet, reinigt die Geschwüre vollkommen. Gleiche Heilkraft hat auch das dreiblättrige Hedysarum mit rothen Blumenähren †).

Die Indianer sind der Ansicht, daß die Form der Pflanzen Aehnlichkeit mit den verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers habe, zu deren Heilung solche Pflanzen bestimmt seyen, oder mit den giftigen Thieren, für deren Biß sie ein Gegengift enthalten. Diese Beobachtungen verdienten weiter verfolgt zu werden; einfache Völker, welche weniger als wir die Winke der Vorsehung mißachten, sind auch der Täuschung weniger ausgesetzt ††).

\*) *Panax quinquefolia L.*, die Kraftwurzel.

U. d. U.

\*\*) ? . . . vielleicht *Sileno virginica Rafin.*

U. d. U.

\*\*\*) ? . . . etwa *Chrysanthemum serotinum L.*?

U. d. U.

†) Wahrscheinlich *Hedysarum canadense L.* oder eine verwandte Art; indeß ist mir solche ärztliche Benützung davon nicht bekannt. wohl aber von *Sophora tinctoria L.*, die jedoch gelbe Blumen trägt.

U. d. U.

††) Die s. g. *Medicamina ex signatura* spielten ehevor auch bei uns eine große Rolle, verloren

Eines der Hauptmittel der Wilden in vielen Krankheiten sind die Dampfbäder. Hiefür wird eine eigene Hütte gebaut, welche die Schwitzhütte heißt. Sie besteht aus Baumästen, welche im Kreise herum in den Boden gesetzt und oben kegelförmig verbunden, dann von außen mit Thierhäuten bedeckt werden. Nur eine sehr kleine Oeffnung, durch die man auf allen Vieren hineinkriechen muß, dient als Eingang. Mitten in der Hütte ist ein Becken voll Wasser, welches man durch Hineinwerfen glühend gemachter Kieselsteine zum Sieden bringt; es entwickelt sich ein heißer Dampf und binnen wenigen Minuten ist der Kranke mit Schweiß bedeckt.

Die Chirurgie der Indianer ist bei weitem nicht so gut ausgebildet wie die innere Heilkunst. Gleichwohl haben sie unsre Instrumente durch sehr scharfsinnige Erfindungen zu ersetzen gewußt. Sie verstehen recht gut den Verband bei einfachen Beinbrüchen anzulegen; anstatt Lanzetten haben sie spitze Knochen, womit sie zur Ader lassen und bei Rheumatismen schröpfen; mittelst eines Hornes zapfen sie die vorgeschriebene Menge Blut ab. Kürbisse voll brennbarer Stoffe, welche angezündet werden, dienen ihnen wie Schröpfköpfe. Statt der Brenneisen nehmen sie Rehsehnen, als Spritzen die Blasen verschiedener Thiere.

Die Grundsätze des Räncherungsapparates, welcher zur Wiederbelebung Ertrunkener eine Zeit lang in Europa angewendet wurde, sind auch den India-

---

aber größtentheils bei vorurtheilsfreier Prüfung ihr Ansehen.

U. d. U.



nern bekannt. Sie bedienen sich zu diesem Zwecke eines weiten Darmes, der an dem einen Ende geschlossen, an dem andern mit einer kleinen hölzernen Röhre verbunden ist; der Darm wird mit Rauch angefüllt und dieser dann in die Gedärme des Ertrunkenen geleitet.

In jeder Familie bewahrt man einen s. g. Arzneisack, d. h. einen Sack voll Manitous und verschiedener Arzneimitteln von großer Wirksamkeit. Diesen Sack nimmt man mit in den Krieg, er ist auf dem Schlachtfelde ein Palladium, so wie in den Hütten ein Schutzgott.

Die Weiber begeben sich, um ihre Niederkunft zu halten, in die Reinigungshütte, und empfangen die Hülfsleistungen von Matronen, welche für gewöhnliche Fälle hinreichende Kenntniß haben, für schwierige Geburten aber freilich der erforderlichen Werkzeuge entbehren. Wenn das Kind sich übel zur Geburt stellt, so ersticken sie die Mutter, die dann, mit dem Tode ringend, durch ihre letzten krampfhaften Anstrengungen sich der Leibesfrucht entledigt. Ehe man aber zu diesem Mittel schreitet, unterrichtet man jedesmal die Kreisende davon, und nie steht sie an, sich aufzuopfern. Zuweilen ist die Erstickung nicht vollkommen, und man erhält nicht nur das Kind, sondern auch dessen heldenmüthige Mutter. — In solchen verzweifeltsten Fällen verursacht man auch wohl der Frau einen plötzlichen großen Schrecken, indem eine Schaar junger Leute still an die Hütte heranschleichen und auf einmal das Kriegsgeschrei erheben. Allein bei muthigen Frauen mißlingt dieß Mittel, und deren giebt es viele.

Erkrankt ein Wilder, so begeben sich alle Verwandten in seine Hütte. Vor einem Freunde des Kranken wird aber nie das Wort Tod ausgesprochen; die herbste Beleidigung, welche man Jemanden zufügen kann, ist, ihm zu sagen: « Dein Vater ist gestorben. »

Wir haben nun die Heilkunst der Wilden von ihrer ernstern Seite betrachtet, sie hat aber auch eine lächerliche, welche einem indianischen Moliere reichlichen Stoff geben könnte, wenn nicht das, was an die moralischen und physischen Schwächen unserer Natur erinnert, immer etwas Trauriges enthielte.

Wird ein tödtlich Kranker von Ohnmachten befallen, so erheben die Verwandten, welche je nach den Abstufen der Verwandtschaft um die Matte des Sterbenden herum sitzen, ein Geheul, welches man eine halbe Meile weit hören kann. Kommt der Kranke wieder zu sich, so wird mit dem Geheule inne gehalten, bis ein neuer Anfall eintritt. Mittlerweile erscheint der Zauberer; der Kranke fragt, ob er wieder aufkommen werde, worauf jener nicht ermangelt zu versichern, er allein vermöge ihm Heilung zu bringen. Dann redet der Kranke, der sich dem Tode ganz nahe glaubt, die Verwandten an, tröstet sie und fordert sie auf, ihre Traurigkeit zu verscheuchen und gut zu essen.

Man bedeckt den Kranken mit Kräutern, Wurzeln und Stücken von Baumrinde; man bläst durch eine Pfeifenröhre auf die Theile seines Körpers, wo das Uebel seinen vermuthlichen Sitz hat; der Zauberer spricht ihm in den Mund, um, falls es noch Zeit ist, den höllischen Geist zu beschwören. Der

Kranke selbst ordnet das Leichenmahl an, bei dem alle in der Hütte befindlichen Lebensmittel müssen aufgezehrt werden. Nun erwürgt man die Hunde, damit sie dem großen Geiste die Ankunft ihres Herrn ankündigen. — Ungeachtet dieser Possen liegt doch etwas Großes in der Einfachheit, mit welcher der Wilde den letzten Akt seines Lebens schließt.

Durch die Erklärung, der Kranke sey in äußerster Lebensgefahr, sichert der Zauberer den Credit seiner Wissenschaft für den Fall, daß jener stirbt, und erregt Staunen über seine Kunst, wenn der Kranke geneset. Bemerkt er, daß die Gefahr vorüber ist, so sagt er dieß nicht, erneuert aber seine Beschwörungen. Er spricht zuerst unverständliche Worte, dann ruft er aus: « Ich werde die Zauberei entdecken und Kitschi-Manitou zwingen, vor mir zu fliehen. » Er eilt hinaus, die Verwandten folgen ihm bis zur Schwitzhütte, in die er kriecht, um die göttliche Eingebung zu vernehmen. Jene bleiben außerhalb stehen und hören mit stummem Entsetzen den Priester unter Begleitung eines Chichikoue heulen, singen, schreien. Bald kömmt er wieder hervor, ganz nackt, mit schäumendem Munde und verdrehten Augen, stürzt sich, von Schweiß triefend, in ein eiskaltes Wasser, wälzt sich auf der Erde, stellt sich todt, erwacht wieder, und läßt in seine Hütte, den Verwandten befehlend, sie sollen ihn in der Hütte des Kranken erwarten.

Bald sieht man ihn wieder kommen, eine halb glühende Kohle im Munde und eine Schlange in der Hand. Nach neuen Verzerrungen läßt er



die Kohle neben dem Kranken fallen und ruft: «Erwache! ich verheiß dir das Leben; der große Geist hat mich den Zauber kennen gelehrt, der dich tödten sollte.» Wie rasend wirft er sich nun auf den Arm des armen Betrogenen, zerfleischt ihn mit den Zähnen und indem er einen kleinen Knochen aus dem Munde, wo er ihn bisher verborgen hielt, hervorzieht, schreit er: «Siehe das Zaubermittel, das ich dir aus dem Fleische riß!» — Hierauf begehrt der Priester ein Reh und Lachsforellen, um eine Mahlzeit zu halten, ohne die der Kranke nicht genesen könne; daher müssen die Verwandten ungesäumt auf die Jagd und zum Fischfang gehen.

Der Heilkünstler verzehrt sein Mahl. Doch dieß genügt noch nicht. Der Kranke ist von einem Rückfalle bedroht, wenn man nicht innerhalb einer Stunde den Mantel eines Oberhauptes herbeischafft, welches zwei oder drei Tagereisen entfernt wohnt. Der Zauberer weiß letzteres, und da von ihm, so wie die Gesetze, auch Dispensen ausgehen, so hebt er, wenn die Verwandten vier oder fünf profane Mäntel hergeben, die Verpflichtung auf, den geheiligten und vom Himmel geforderten Mantel zu liefern.

Die Phantasieen des Kranken, der nun natürlich bei Leben bleibt, vermehren noch die Wunderlichkeit dieser Cur. Der Kranke verläßt sein Lager und schleppt sich auf allen Vieren hinter die Geräthschaften der Hütte. Umsonst redet man ihn an; er setzt seinen Weg fort und stößt ein seltsames Geschrei aus. Man ergreift ihn, bringt ihn aufs Bett zurück; man hält ihn neuerdings

für ein Opfer seiner Krankheit. Er bleibt einen Augenblick ruhig, dann erhebt er sich unversehens wieder und will sich in einen Teich stürzen; mit Mühe hält man ihn fest. Man bietet ihm einen Trank: «Gieb ihn diesem Elenthier» spricht er, auf einen seiner Verwandten deutend. Der Arzt sucht nun den Grund dieses neuen Deliriums zu erforschen. «Ich bin eingeschlafen,» spricht der Kranke unter schweren Seufzern, «und habe geträumt, daß ich einen Büffel im Leibe habe.» Die Familie scheint hierüber bestürzt, aber schnell rufen Alle, sie seien auch von Thieren besessen: der Eine ahmt das Geschrei eines Rennthiers nach, der Andere das Bellen eines Hundes; ein Dritter das Geheul eines Wolfes; der Kranke seinerseits brüllt wie ein Büffel: es entsteht eine entsetzliche Musik!

Nun muß der Patient einen Aufguß von Salbei und Fichtenzweigen trinken, um auszudünsten; seine Einbildungen sind durch die Gefälligkeit seiner Freunde geheilt und er erklärt, der Büffel habe seinen Leib verlassen. — Diese, schon von Charlevoix erwähnten Thorheiten erneuern sich bei den Indianern täglich.

Wie kommt es, daß derselbe Mensch, welcher sich, als er dem Tode nah war, so hoch erhob, dann so tief sinkt, wenn er des Lebens sicher ist? Wie kommt es, daß erfahrungreiche Greise, verständige junge Männer, fluge Weiber sich den Capricen eines verrückten Geistes hingeben? Dieß gehört zu dem geheimnißvollen Wesen des Menschen, zu den zwiefachen Beweisen seiner Größe und seiner Armseligkeit.

## Indianische Sprachen.

Vier Hauptsprachen scheinen in Nordamerika herrschend zu seyn: die algonkin'sche und huronische im Norden und Osten, die Sioussprache im Westen und die chikassische im Süden. Aber die Mundarten ändern sich so zu sagen von Stamm zu Stamm. Die Sprache der heutigen Creeks ist eine Mischung von chikassisch und algonkinisch. Die alte Natchezsprache war bloß eine weichere Mundart der chikassischen.

Die Natchezsprache, so wie die huronische und algonkinische, kannte nur zwei Geschlechter, das männliche und das weibliche, kein unbestimmtes. Dieß ist natürlich bei Völkern, welche Allem Leben leihen, welche in jedem Geräusche Stimmen hören, welche den Pflanzen Liebe und Haß, den Fluthen Begierden, den Thieren unsterblichen Geist, und selbst den Felsen Beseelung zuschreiben.

Die Kennwörter hatten in der Natchezsprache keine Declination; es wurde bloß in der Mehrzahl der Buchstabe k angehängt oder die Sylbe ki, wenn das Wort mit einem Mitlauter endete. Die Umänderungen der Zeitwörter bestanden in Charakterbuchstaben, Endungen und Augmenten. So sagte man T-ija, ich gehe, ni-Tija-ban, ich gieng, ni-ga-Tija, ich werde gehen, ni-ki-Tija, ich bin gegangen.

Diese Sprache hatte so viele Zeitwörter, als es Hauptwörter gab, die der nämlichen Handlung ausgesetzt werden konnten. So war ein anderes Zeitwort vorhanden für Mais essen, als für



Braten essen; für gehen im Walde ein anderes als für gehen auf einem Hügel; den Freund lieben hieß *napitilima*, was so viel heißt als ich schätze; die Geliebte lieben ward durch das Zeitwort *nisakia* ausgedrückt, welches man übersetzen kann: ich bin glücklich.

In den Sprachen derjenigen Völker, welche sich von dem Naturzustande noch wenig entfernt haben, sind die Zeitwörter entweder in sehr großer oder in sehr geringer Anzahl anzutreffen, im letztern Falle aber mit einer Menge Buchstaben, die die Bedeutung abändern, beladen; Vater, Mutter, Sohn, Weib, Mann haben unterschiedene Bezeichnungsweisen für ihre verschiedenen Empfindungen gesucht, sie haben das ursprüngliche Wort, welches Gott dem Menschen mit dem Daseyn gab, nach der Verschiedenheit menschlicher Leidenschaften umgeändert. Das Wort war ursprünglich eines und umfaßte Alles; der Mensch hat das von die Sprachen mit ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Reichthume abgeleitet, aber in allen findet man noch Wurzeln, die von dem gemeinsamen Ursprunge übrig und Beweise desselben sind.

Die *chikassische* Sprache, von welcher jene der *Natchez* abstammte, entbeht des Buchstabens *r*, auffer in Wörtern, die aus dem *Algonkinschen* abgeleitet sind, wie *arrego*, ich bekriege, wo es denn mit einer Art Zerreißung des Lautes (*déchirement*) ausgesprochen wird. Das *Chikassische* hat für die Sprache der Leidenschaften, wie des Hasses, des Zornes, der Eifersucht häufige Aspirationen; dagegen sind für zarte Em-

pfündungen, für Beschreibungen der Natur die Ausdrücke voll Namuth und Größe.

Die Siouß, welche zufolge ihrer Sagen aus Mexiko an den obern Mississipi gekommen, haben die Herrschaft ihrer Sprache von diesem Strome aus bis an die Rocky-Mountains im Westen und bis an den rothen Fluß im Norden ausgebreitet; in letzterer Gegend wohnen die Tjupawais, welche einen Dialekt der algonkinschen Sprache reden und Feinde der Siouß sind. — Die Sioußsprache ist mit einem sehr unangenehmen Pfeifen verbunden; aus ihr sind fast alle Namen von Flüssen und Gegenden im westlichen Canada hergenommen, z. B. der Mississipi, der Missouri u. s. w. Man weiß noch nichts oder beinahe nichts von der Grammatik dieser Sprache.

Die algonkinsche und die huronische sind die Muttersprachen aller Völker desjenigen Theils von Nordamerika, der zwischen den Quellen des Mississipi, der Hudsonsbai und dem atlantischen Meere bis an die Küsten von Carolina liegt. Ein Reisender, der diese beiden Sprachen inne hätte, könnte einen Landstrich von mehr als achtzehnhundert Meilen ohne Dollmetscher durchwandern und sich mehr als hundert Völkerschaften verständlich machen. Die algonkinsche Sprache erstreckte sich von der St. Lorenzbai in einem nach Norden, dann nach Südwesten laufenden Bogen auf eine Strecke von 1200 Meilen. Die Eingebornen von Virginien redeten sie, südlicher hingegen, in Carolina, herrschte die chikassische Sprache; nordwärts endete das algonkinsche Idiom bei den Tjupawais; noch nördlicher erschien die Sprache der

Estimos; im Westen erstreckte sich die algonkinsche Sprache bis an das linke Ufer des Mississippi, am rechten Ufer herrschte die Sioussprache.

Das Algonkinsche hat weniger Kraft als das Huronische; aber es ist sanfter, zierlicher und klarer. Man bedient sich desselben gewöhnlich bei Unterhandlungen, denn es gilt für die gebildetste oder klassische Sprache der Wildniß.

Die huronische Sprache wurde von dem Volke, wornach sie benannt ist, geredet, und von den Profesen, welche ein Zweig jenes Volkstammes sind. Diese Sprache ist ziemlich vollkommen, sie hat Zeitwörter, Kennwörter, Fürwörter und Nebenwörter. Die einfachen Zeitwörter haben eine doppelte Conjugation, eine absolute und eine zurückführende; die dritte Person hat doppeltes Geschlecht, und die Zahl- und Zeitbeugungen folgen dem Mechanismus der griechischen Sprache. Die activen Zeitwörter lassen, wie in der Chikassasprache, eine unendliche Vielfältigung zu.

Das Huronische ist ohne Lippenbuchstaben, und wird gurgelnd gesprochen; beinahe alle Silben werden aspirirt. Für ou haben sie einen sonderbaren Laut, welchen man ohne Bewegung der Lippen hervorbringt. Die Missionäre wußten ihn durch keinen Buchstaben zu bezeichnen und setzten deßhalb dafür die Ziffer 8.

Das eigenthümliche dieser edeln Sprache besteht zumal in Personifikation der Handlungen, d. h. in Umsetzung der leidenden Form in die wirkende. Der Pater Rasle führt folgendes Beispiel an. «Wenn man einen Europäer früge, warum ihn Gott erschaffen habe, so würde er ant-



worten: « Um ihn zu erkennen und zu lieben, ihm zu dienen und hiedurch die ewige Glorie zu verdienen. » Ein Bildler hingegen würde in der Huronsprache sagen: « Der große Geist hat von uns gedacht: sie sollen mich erkennen, mich lieben, mir dienen, und dann will ich sie zu meiner Herrlichkeit einführen. »

Die huronische oder irakesische Sprache hat fünf Hauptmundarten. Sie besitzt nur vier Selbstlauter, a, e, i, o und den Doppellaut s welcher etwas von einem Mitlauter und von dem englischen w hat; sie besitzt ferner sieben Mitlauter, h, k, n, r, s, t. \*) Fast alle Kennwörter (noms) dieser Sprache sind Zeitwörter; letztere haben keinen Infinitiv, die Wurzel des Zeitwortes ist die erste Person der gegenwärtigen Zeit des Indicativs. Aus den drei Hauptzeitformen, der gegenwärtigen, der bestimmt vergangenen und der einfach künftigen, bilden sich alle übrigen.

Es gibt fast keine abstracten Hauptnennwörter; die wenigen, welche sich finden, sind offenbar erst später aus concreten Zeitwörtern, indem man eine ihrer Personen etwas umänderte, gebildet worden.

Das Huronische hat eine Zweizahl (Dualis) wie das Griechische, und in der Zwei- und Vielzahl je zwei erste Personen. Es gibt kein Hilfszeitwort, keine Participien, keine passiven Zeit-

---

\*) Daß hier nur sechs stehen, ist ein Fehler des Originals, den wir nicht zu verbessern wissen.

wörter, denn statt der letztern wendet man das Activ an, z. B. statt: Ich werde geliebt, — man liebt mich. Es gibt ferner keine Fürwörter um bei den Zeitwörtern die Personenverhältnisse auszudrücken; diese bezeichnet man bloß durch die Anfangsbuchstaben des Zeitwortes, welche auf so vielerlei Art abgeändert werden, als es die Menge möglicher Verhältnisse zwischen den verschiedenen Personen der drei Zahlen erfordert. Auch machen diese Verhältnisse den Schlüssel der Sprache aus; wenn man jene versteht (und sie haben bestimmte Regeln), so hat letztere keine Schwierigkeiten mehr.

Ein besondere Eigenheit ist die, daß die Imperative der Zeitwörter eine erste Person haben.

Alle Wörter der huronischen Sprache können in Zusammensetzungen verbunden werden. Wenige Fälle, z. B. eigne Namen, abgerechnet, drückt jedes Zeitwort zugleich auch seinen Gegenstand aus und macht damit nur ein Wort, aber dann nimmt das Zeitwort die Conjugation des Hauptwortes an; jedes Hauptwort gehört nämlich auch zu einer Conjugation, und deren sind fünf.

Diese Sprache besitzt eine Menge Ausfüllungswörtchen, welche einzeln nichts bedeuten, aber im Zusammenhang zur Stärke und Deutlichkeit der Rede viel beitragen. Manche dieser Wörtchen sind bloß für das männliche oder für das weibliche Geschlecht anwendbar.

Man unterscheidet nur zwei Geschlechter: das edle für die Männer, und das nicht-edle für die Weiber und für männliche sowohl als weibliche Thiere. Um von einem feigen Manne zu sagen,

er sei ein Weib, wird das Wort Weib in die männliche Beugung gesetzt, und um von einem Weibe zu sagen, sie besitze die Kraft eines Mannes, gibt man dem Worte Mann die weibliche Form. Das edle und nicht-edle Geschlecht, und die einfache, zweifache und vielfache Zahl werden bei den Kennwörtern auf die nämliche Art bezeichnet, wie bei den Zeitwörtern, und letztere haben in jeder Zeit und in jeder Zahl zwei dritte Personen, eine edle und eine nicht-edle. Jede Conjugation hat eine bestimmte, eine zurückführende, eine wechselseitige und eine beziehende Form. Wir wollen ein Beispiel geben:

### Bestimmte Conjugation.

Einfache Zahl der gegenwärtigen Zeit im Indicativ.

Iks8ens — Ich hasse, ic.

Zweifache Zahl.

Tenis8ens — Du und ich hassen, ic.

Mehrfache Zahl.

Te8as8ens — Ihr und wir hassen, ic.

### Zurückführende Conjugation.

Einfache Zahl.

Katats8ens — Ich hasse mich, ic.

Zweifache Zahl.

Tiatats8ens — Du und ich hassen uns, ic.

Mehrfache Zahl.

Te8atats8ens — Ihr und wir hassen uns ic.

Für die wechselseitige Conjugation setzt man der zurückführenden die Sylbe te vor und vers



wandelt in der dritten Person der Ein- und Mehrzahl r in h. So entsteht also z. B.

Tekatatsens — Ich hasse mich wechselseitig mit Einem.

## Beziehende Conjugation.

### Einfache Zahl.

Beziehung der ersten Person zu andern.

Konsens — Ich hasse dich, 1c.

Beziehung der zweiten Person zu andern.

Taksens — Du hassst mich, 1c.

Beziehung der dritten Person männlichen Geschlechts zu andern.

Raksens — Er haßt mich, 1c.

Beziehung der dritten Person weiblichen Geschlechts zu andern.

Saksens — Sie haßt mich, 1c.

Beziehung der unbestimmten dritten Person zu andern.

Jonsens — Man haßt mich, 1c.

### Zweifache Zahl.

Die Beziehung der zweifachen Zahl zur Zwei- oder Mehrzahl wird durch die Mehrzahl ausgedrückt. Es bleibt also nur die Beziehung der zweifachen Zahl zur einfachen übrig.

Kemisens — Wir beide hassen dich, 1c.

### Vielfache Zahl.

Beziehung der ersten Person zu andern.

Ksasens — Wir hassen dich, 1c.

Beziehung der zweiten Person zu andern.

Taksasens — Ihr hasset mich, 1c.

Beziehung der dritten Person männlichen Geschlechts zu andern.

Ronksens — Sie (illi) hassen mich, 1c.

Beziehung der dritten Person weiblichen Geschlechts  
zu ändern.

JonksSens — Sie (illae) hassen mich, ic.

### Conjugation eines Nennwortes.

#### Einfache Zahl.

Hieronke	—	Mein Leib.
Tsieronke	—	Dein Leib.
Raieronke	—	Sein Leib.
Kaieronke	—	Ihr Leib.
Jeronke	—	Jemand's Leib.

#### Zweifache Zahl.

Tenieronke	—	Unsere Leiber, der meinige und der deinige.
Jakenieronke	—	Unsere Leiber, der meinige und der seinige.
Senieronke	—	Eure Leiber, der deinige und der seinige.
Nieronke	—	Ihre Leiber, nämlich die von zwei Männern,
Kanieronke	—	Ihre Leiber, nämlich die von zwei Weibern.

#### Vielfache Zahl.

TeSaieronke	—	Unsere und eure Leiber.
JakSaieronke	—	Unsere und ihre Leiber.

Und so bei allen Nennwörtern. Vergleicht man die Conjugation dieses Hauptwortes mit der bestimmten Conjugation des Zeitwortes iksSens, ich hasse, so sieht man, daß völlig die nämlichen Umänderungen in den drei Zahlen vorkommen: k für die erste Person, s für die zweite, r für die edle dritte, ka für die nicht-edle dritte, ni für die Zweizahl; dann in der Mehrzahl wird teSa für k, seSa für s, rati für ra, konti für ka gesetzt.

Die Verhältnisse der Verwandtschaft werden

stets so ausgedrückt, daß man vom ältern zum jüngern übergeht; z. B.

Mein Vater, rakenika, Derjenige, der mich zum Sohn hat (Beziehung der dritten Person zur ersten.)

Mein Sohn, rienha, Derjenige, den ich zum Sohne habe (Beziehung der ersten Person zur dritten.)

Mein Oheim, rakenhaa, rak... (Beziehung der dritten Person zur ersten.)

Mein Nefse, rionsatenha, ti... (Beziehung der ersten Person zur dritten, wie im vorigen Zeitworte.)

Das Zeitwort wollen kommt im Trosessischen gar nicht vor, man bedient sich dafür des Wortes ikire, denken; z. B.

Ich will dahin gehen.

Ikere etho iake.

Ich denke dahin zu gehen.

Die Zeitwörter, welche etwas bezeichnen, was im Augenblicke, wo man davon redet, nicht mehr existirt, werden nicht in der vergangenen, sondern nur in der halbvergangenen Zeit gebraucht, wie ronuheske, er lebte, er lebt nicht mehr. Demgemäß werde ich sodann, wenn ich Jemanden geliebt habe und noch liebe, in der vergangenen Zeit sprechen: kenon8ehon, ich habe ihn geliebt, wenn ich ihn aber nicht mehr liebe, in der halbvergangenen: kenon8esk8e, ich liebte ihn, liebe ihn aber nicht mehr.

Die Zeitwörter, welche etwas bezeichnen, was man nicht willkürlich thut, haben keine erste Person, sondern nur eine dritte auf andere sich beziehende, z. B. ich nieße, heißt te8akitsionk8a, es macht mich nießen; Beziehung der dritten Per-



son zur ersten. Ich gähne, heißt teBakskaraBata, d. i. es macht mir den Mund auf; gleichfalls Beziehung der nicht-edeln dritten Person zur ersten Bak. Die zweite Person: du gähnest, du nie- fest würde durch Beziehung derselben dritten Person zur zweiten ausgedrückt, nämlich: tesatsionkBa, tesaskaraBatu; u. s. w.

Auch die Endungen der Zeitwörter verändern sich gemäß der Begriffsverschiedenheiten mannigfaltig und nach bestimmten Regeln; z. B. Kninons, ich kaufe; kehninonse ich kaufe für Jemanden; kehninon, ich kaufe von Jemanden. — Katennietha, ich schicke; kehnieta, ich schicke durch Jemanden; keiatennietennis, ich schicke an Jemanden.

Schon allein aus der Betrachtung dieser Sprachen ergiebt sich, daß manche von den Völkerschaften, welche wir Wilde nennen, in jener Richtung der Civilisation, die die Entwicklung der Begriffe zum Gegenstande hat, weit vorgeschritten waren. Die Einzelheiten ihrer öffentlichen Verwaltung werden diese Wahrheit noch mehr bestätigen. \*)

---

\*) Ich habe die hier mitgetheilten merkwürdigen Angaben über die huronische Sprache größtentheils aus einer kleinen irokessischen Sprachlehre geschöpft, deren Handschrift H. Marcour, Missionaire zu Saut St. Louis, District Montreal in Niedercanada, mir zuzusenden die Güte hatte. Uebrigens haben die Jesuiten bedeutende Arbeiten über die Sprachen der canadischen Wilden hinterlassen. P. Chaumont, welcher 50 Jahre lang unter den Huronen wohnte, schrieb eine Grammatik ihrer Sprache, und dera P. Rable, der zehn Jahre in einem Dorfe der Abenakis

## S a g d.

Wenn die Aeltesten eine Bären- oder Biberjagd beschlossen haben, so geht ein Krieger in den Dörfern von Hütte zu Hütte und verkündet: «Die Oberhäupter ziehen aus, wer ihnen folgen will, male sich schwarz und faste, um vom großen Geiste durch Träume zu erfahren, wo die Bären und die Biber dieses Jahr sich aufhalten.» Auf diese Ankündigung beschmieren sich sämtliche Krieger mit einer schwarzen Farbe, die aus Ruß und Bärenfett besteht; ein achttägiges Fasten beginnt und ist so streng, daß man nicht einmal einen Tropfen Wasser genießen darf (?), während man unausgesetzt singen muß, um glückliche Träume zu bekommen. Nach dieser Fasten baden sich die Krieger und es wird ein Festmahl gehalten, wobei ein Jeder seine Träume erzählt; bezeichnet dann die Mehrzahl der Träume einen und denselben Ort für die Jagd, so beschließt man, dorthin zu gehen.

Man bringt den Seelen der bei frühern Jagden erlegten Bären ein Sühnopfer und fleht sie an, den dießmaligen Jägern günstig zu seyn, d. h. man bitet die todten Bären, die lebendigen auch todt

---

gefangen war, verdanken wir schätzbare Mittheilungen. Ein französisch-irokesisches Wörterbuch ist vollendet, ein neuer Schatz für den Sprachforscher. Es war auch ein handschriftliches irokesisch-englisches Wörterbuch vorhanden, aber unglücklicherweise ist der erste Band, von A bis L, verloren gegangen.

schlagen zu lassen. Jeder Krieger besingt seine frühern Thaten gegen die wilden Thiere. Nach Beendigung der Gesänge macht man sich vollständig bewaffnet auf den Weg.

Kömmt man an einen Fluß, so besteigen je zwei Krieger ein Kanot und ergreifen die Ruder; auf ein gegebenes Zeichen des Vornehmsten ordnen sich die Kanots in eine Linie hintereinander und das vorderste dient, wenn man stromaufwärts schiffet, hauptsächlich zur Besiegung der Gewalt der Strömung. Man führt Jagdhunde, Schlingen und Schneeschube mit sich. Am Ziele angekommen, zieht man die Kanots aufs Trockne und umgibt sie mit einem Pfahlwerk, das mit Rasen bekleidet wird. Der Häuptling theilt die Jäger in mehrere gleichgroße Abtheilungen, und hierauf ebenso auch die Bezirke der Jagd.

Jede Schaar baut sich dann in der Mitte des ihr zugeschiedenen Jagdbezirkes eine Hütte. Zu diesem Ende wird der Schnee weggeräumt, eine Anzahl Pfähle in die Erde eingerammt, und durch Bedecken mit Birkenrinde die Hütte hergestellt; ein Loch im Dache gilt als Rauchfang. Außerhalb dient der aufgehäuften Schnee zur Verstopfung der Ritzen und als Anwurf der Wände. Mitten in der Hütte wird ein Feuer angezündet, der Boden wird mit Velzwerk bedeckt, die Hunde schlafen zu den Füßen ihrer Herren, und es ist nichts weniger als kalt, sondern vielmehr zum Ersticken heiß. Alles ist voll Rauch, und die Jäger suchen sich sitzend oder liegend unterhalb der Rauchsichte zu halten.



Um die Biberjagd zu beginnen, wartet man bis Schnee gefallen ist, und ein Nordwestwind den Himmel wieder hell macht und eine trockene Kälte bringt. Mittlerweile aber beschäftigt man sich mit kleiner Zwischenjagd von Ottern, Füchsen und Zibethratten.

Die Fallen, welche man diesen Thieren stellt, bestehen aus mehr oder minder großen, mehr oder minder dicken Brettern. Man macht ein Loch in den Schnee und setzt die Bretter mit dem einen Ende auf die Erde, mit dem andern auf drei Holzstäbchen, welche in Gestalt der Ziffer 4 zusammengesügt sind. Die Lockspeise befindet sich an einem dieser Stäbchen, und wenn ein Thier sie erschrecken will, kömmt es unter das Brett, bringt das Gerüste aus dem Gleichgewicht, das Brett fällt, das Thier wird erschlagen. Die Lockspeisen sind nach Verschiedenheit der Thiere verschieden: für den Biber ein Stück Espenholz, für den Fuchs oder Wolf ein Stück Fleisch, für die Zibethratte Nüsse oder trocknes Obst. Man errichtet die Fallen für die Wölfe am Ausgange eines Dickichts, und wo Fährten derselben sich zeigen; für die Füchse am Abhang von Hügeln in einiger Entfernung von ihren Bauen; für die Zibethratten in jungen Gehölzen, für die Otter in Wiesengräben und dem Röhricht der Teiche. Am frühen Morgen sieht man nach den Fallen, und verläßt deshalb schon zwei Stunden vor Tagesanbruch die Hütte.

Die Jäger bedienen sich zum Gehen auf dem Schnee besonderer Maschinen oder Schneeschube (raquettes), welche 18 Zoll lang und 8 breit,

vorne oval, nach hintenzu spitzig, und aus einem am Feuer gekrümmten und gehärteten Birkenaste gemacht sind. Der Länge nach und quer laufen schmale Lederstreifen, welche noch durch Weidengerten verstärkt sind. Diese Schneeschuhe werden mit drei Riemen an den Füßen befestiget. Ohne diese sinnreichen Maschinen würde es unmöglich seyn, zur Winterszeit in diesem Klima einen Schritt zu thun; allein sie verletzen und ermüden anfänglich, weil man, um damit zu gehen, ge- nöthigt ist, die Kniee einwärts und die Schienbeine auswärts zu beugen.

In den Monaten November und Dezember kann man gewöhnlich nur mitten unter Wirbelwinden, Schnee und Hagel, welche kaum einen halben Schritt weit sehen lassen, hinausgehen, um die aufgestellten Schlingen zu besuchen und aufzuheben. Die Jäger gehen ganz stillschweigend, aber die Hunde, welche die Beute wittern, stoßen ein lautes Geheul aus. Es gehören die scharfen Sinne des Wilden dazu, die eingeschneiten Fallen und selbst nur die Wege zu finden. Einen Steinwurf weit von den Schlingen macht der Jäger Halt, um den Anbruch des Tages zu erwarten. Unbeweglich bleibt er in dem Unwetter stehen, den Rücken gegen den Wind gekehrt, die Finger in den Mund gesteckt, jedes Haar des Pelzes, in den er eingehüllt ist, überzieht sich mit Reif, und der Haarschopf oben auf seinem Kopfe wird zu einem Busch von Eiszapfen.

Sobald man beim ersten Strahl des Tages eine Falle zugeklappt sieht, eilt man hinzu, um das Thier verenden zu sehen; ein Wolf oder ein

Fuchs, halb zerquetscht, zeigt den Jägern seine weißen Zähne und seinen dunkeln Rachen; die Hunde fallen den Verwundeten an.

Man schafft den neugefallenen Schnee zur Seite, richtet die Falle wieder, versieht sie mit frischer Lockspeise und stellt das Ganze so, daß es sich unter dem Winde befindet. Manchmal sind die Fallen zugeklappt, ohne daß etwas darin gefangen ist; dieß rührt von der Schlaubeit der Füchse her, welche die Lockspeise mit der Pfote seitwärts unter dem Brette hervorzulangen und frisch und gesund mit dem Erbeuteten sich davon machen.

War der erste Fang in den Fallen gut, so kehren die Jäger triumphirend und unter unglaublichem Lärmen heim, erzählen von der Ausbeute dieses Morgens, rufen die Manitous an, schreien auch wohl ohne Sinn und sind vor Freude außer sich; auch die Hunde bleiben nicht stumm. Auf den ersten Erfolg baut man die Hoffnung noch größern künftigen Jagdglückes.

Sobald es nicht mehr schneit und sich die Sonne auf der Oberfläche des verhärteten Schnees spiegelt, wird die Biberjagd ausgerufen. Zuvörderst wird nun ein feierliches Gebet an den großen Biber gerichtet und ihm ein Opfer von Tabaksblättern dargebracht. Die Indianer versehen sich mit Keulen, um das Eis durchzuschlagen und mit einem Netze zum Fang der Biber. So streng übrigens der Winter seyn mag, so frieren doch gewisse kleine Teiche in Obercanada nie zu, was entweder von der Menge warmer Quellen oder von der besondern Lage herrührt. Solche nie ge-



frierende Wasserbehälter sind oft von den Bibern selbst gebildet, wie ich oben in dem naturgeschichtlichen Abschnitt erzählt habe. — Folgendes ist sodann die Art, wie man diese friedlichen Geschöpfe Gottes niedermacht. Man bricht in den Damm, welcher den Biberreich schließt, ein weites Loch, wodurch das Wasser abläuft und die wundervolle Stadt trocken gelegt wird. Die Jäger stehen auf dem Damme; die Keule in der Hand, die Hunde hinter sich, lauern sie, während an den Wohnungen der Biber das Wasser immer mehr und mehr sinkt, und dieß amphibische Volk, hiedurch erschreckt, schleunig herbeieilt, die aus einer ihm unbekanntem Ursache entstandene Bresche wieder zu verschließen. Alle schwimmen um die Wette herbei, die einen prüfen die Beschaffenheit des Schadens, andere begeben sich ans Ufer, um Baumaterialien zu suchen, und noch andre eilen nach den Landhäusern, um die dortigen Mitbürger zu benachrichtigen. Aber von allen Seiten sind die Unglücklichen umringt: auf dem Walle streckt die Keule den eifrigen Arbeiter todt darnieder, den nach der Sommerwohnung Entfliehenden verfolgt der Jäger, bewirft ihn mit einem blind machenden Pulver, und die Jagdhunde erdroffeln ihn. Der Wald ertönt vom Geschrei der Sieger, das Wasser läuft völlig ab und man schickt sich an, die Stadt zu bestürmen.

Die Art und Weise, wie man die Biber in den überfrorenen Teichen fängt, ist ganz anders. Es befinden sich Löcher in dem Eis, zu welchen die in dem krystallinen Gefängnisse eingeschlossenen Biber kommen, um Athem zu holen. Die Jäger

verstopfen nun diese Löcher mit Schilf, um den Bibern die ihnen drohende Gefahr zu verbergen. Diese erscheinen daher an den Luftlöchern; die Bewegung des Wassers, welche sie durch ihr Schwimmen verursachen, verräth sie; der Jäger taucht seinen Arm bei der Oeffnung ein, ergreift das Thier an einer Pfote, und wirft es auf das Eis, wo es von einem Kreise mörderischer Hunde und Menschen umschlossen ist. Man bindet es an einem Baume fest und noch halb lebendig wird ihm die Haut abgezogen, \*) damit sein Haar jenseits des Oceans das Haupt eines Londners oder Parisers bedecke.

Ist auf solche Art der Biberfang vollbracht, so kehrt man, Lobgesänge auf den großen Biber, unter Begleitung der Trommeln und Chichifoues, singend, zur Jagdhütte zurück. Man nimmt nun gemeinschaftlich das Abbalgen vor. Es werden Pfähle in den Boden geschlagen, und an jeden derselben zwei Biber an die Hinterfüße aufgehängt. Auf den Befehl des Häuptlings wird den sämtlichen Bibern gleichzeitig durch eben so viele Jäger der Bauch aufgeschnitten und das Fell abgezogen. Findet sich unter den Erlegten ein Weibchen, so entsteht eine große Bestürzung; die Tödtung der weiblichen Biber ist nicht nur ein religiöses Vergehen, sondern auch ein politisches, eine Ursache des Krieges zwischen den Indianerstämmen.

---

\*) ? — Diese Angabe wird durch den folgenden Absatz widersprochen oder doch beschränkt.

Gleichwohl haben Gewinnjucht, die leidenschaftliche Begierde nach geistigen Getränken, das Bedürfniß der Feuergewehre den Sieg über den Aberglauben und das bestehende Recht davongetragen; eine große Menge Biberweibchen sind erlegt worden, und früher oder später wird dieß die gänzliche Ausrottung dieser Thierart zur Folge haben.

Die Jagd endet mit einem aus Biberfleisch bestehendem Mahle. Ein Redner hält den Erlegten eine Gedächtnißrede, wie wenn er nicht an ihrem Tode mitschuldig wäre; er erzählt alles, was ich über ihre Sitten hier mitgetheilt habe, lobt ihren Geist und ihre Einsicht. « Nun werdet ihr, so spricht er zu den Schlachtopfern, nicht mehr die Stimme der Anführer hören, welche euch befehligen und welche ihr aus allen Biber-Kriegern auserlesen hattet, euch Gesetze zu geben. Eure, den Zauberern wohlbekannte Sprache wird fürderhin nicht mehr auf dem Grunde des Sees geredet werden; ihr werdet nicht mehr den Ottern, eurem grimmigsten Feinde, Schlachten liefern. Nein, ihr Biber! euer Balg wird uns dienen, Waffen einzuhandeln, eure geräucherten Schinken werden wir unsern Kindern bringen, aber unsre Hunde sollen eure Gebeine, die so hart sind, nicht zerbrechen! »

Alle Reden und Gesänge der Indianer beweisen, daß diese sich mit den Thieren in gleiche Reihe stellen, daß sie letztern einen bestimmten Charakter und Sprache zuschreiben, daß sie dieselben als Lehrer, als Wesen mit einer vernünftigen Seele betrachten. Auch die heilige Schrift



stellt oft den Instinct der Thiere dem Menschen als Beispiel auf. —

Im größten Ansehen steht bei den Wilden die Bärenjagd. Man bereitet sich dazu durch langes Fasten, religiöse Reinigungen und Feste. Sie hat zur Winterszeit statt. Auf schauerlichen Pfaden längs den Seen und zwischen Bergen, deren Abgründe unter dem Schnee versteckt sind, ziehen die Jäger hinaus. An den gefährlichsten Stellen bringen sie dem Schutzgeist der Wüste einen Hund zum Opfer, welchen sie lebendig an den Ast eines Baumes aufhängen, und daselbst in Raselei sein Leben enden lassen; sie halten dieß für die kraftvollste Opfergabe. Jeden Abend werden Hütten aufgeschlagen, die kaum den nothdürftigsten Schutz gewähren, in denen man auf der einen Seite erfriert, auf der andern verbrennt, und vor dem Rauche sich nur dadurch schützen kann, daß man sich auf den Bauch legt und das Gesicht in Pelze einhüllt. Von Hunger gequält heulen die Hunde und laufen über die Körper ihrer Herren hin und her, und wenn diese ihr ärmliches Mahl zu verzehren im Begriffe sind, schnappt es ihnen die flinkere Dogge vorm Munde weg. Nach unerhörten Mühseligkeiten gelangt man in große mit Fichtenwäldungen bedeckte Ebenen, den Aufenthalt der Bären. Mühe und Gefahren sind vergessen, das Werk beginnt. Die Jäger theilen sich und umringen, indem sie sich in einiger Entfernung von einander aufstellen, einen weiten kreisförmigen Raum. Sobald sie sämmtlich an ihren Posten sind, setzen sie sich alle zu gleicher Zeit nach dem Mittelpunkte hin in Bewegung

und untersuchen dabei sorgfältig jeden alten Baum, ob er nicht einen Bären berge; das Thier verräth sich durch die Spur, welche sein Athem im Schnee hervorbringt. Bemerket ein Jäger eine solche Spur, so ruft er einige seiner Gefährten herbei, klettert auf den Baum und findet gemeinlich in einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß die Deffnung der Zelle, worin der Einsiedler weilt. Schläft der Bär, so spaltet man ihm den Kopf, und noch zwei Jäger steigen dann auf den Baum und helfen dem erstern, das erlegte Thier aus der Höhlung hervorzuziehen und hinabzuwerfen. Der Entdecker und Sieger steigt eilig vom Baume herunter, zündet seine Pfeife an, steckt sie in den Mund des Bären, und füllt, indem er in den Kopf der Pfeife bläst, den Rachen des Thieres mit Rauch. Er richtet einige Worte an die Seele des Hingeschiedenen, und bittet sie, ihm den Todtschlag zu verzeihen und auf folgenden Jagden ihm nicht ungünstig zu seyn. Nach dieser Anrede schneidet er dem Bären das Zungenband heraus, um es nachher im Dorfe zu verbrennen, denn aus der Art, wie es im Feuer prasseln wird, erkennt man, ob der Geist des Bären besänftigt ist oder nicht.

Die Bären sind nicht allzeit in hohlen Bäumen versteckt, oft wohnen sie in Erdlöchern, deren Mündung sie verstopfen. Mancher dieser Eremiten ist so dick, daß er kaum gehen kann, wenn er auch schon einen Theil des Winters ohne Nahrung zugebracht hat.

In der Mitte des Jagdkreises treffen endlich die Jäger zusammen, ihre Beute auf den Schul-

tern tragend, oder auf dem Boden schleppend, oder voraustrreibend. So sieht man zuweilen junge Wilde einen fetten Bären, der mühsam auf dem Schnee trabt, mit einem Stocke vor sich her jagen; wenn sie dieses Spieles müde sind, stoßen sie dem armen Thiere ein Messer ins Herz.

Die Bärenjagd endet, wie alle andern Jagden, mit einem heiligen Mahle. Es ist hierbei gebräuchlich, einen ganzen Bären zu braten, und ihn den auf dem Schnee, und unter den gleichfalls mit Schnee bedeckten Fichten in der Runde sitzenden Gästen vorzulegen. Der Kopf des Thieres, roth und blau bemalt, wird auf einem Pfahl aufgesteckt. Es werden Reden an ihn gehalten, man ist unerschöpflich im Lobe des Todten, während man seine Glieder verschlingt. «Wie  
«stiegst du auf den Gipfel der Bäume! welche  
«Stärke war in deinen Angriffen! welche Be-  
«ständigkeit in deinen Unternehmungen! welche  
«Enthalttsamkeit in deinen Fasten! Krieger mit  
«dem dichten Pelze, im Frühling brannten die  
«jungen Bären von Liebe zu dir; jetzt bist du  
«nicht mehr, aber dein Balg ist noch die Freude  
«derer, die ihn besitzen.»

Oft sieht man bei diesen Festmahlen die Wilden mit ihren Jagdhunden und mit gezähmten Bären und Fischottern bunt durcheinander sitzen.

Die Indianer thun nicht selten während dieser Jagd Gelübde, welche sehr schwer zu erfüllen sind. Sie schwören z. B. nichts zu essen, bevor sie die Pfote des ersten Bären, den sie erlegen werden, ihrer Mutter oder ihrem Weibe gebracht haben, und zuweilen sind letztere 3 — 400 Mei-



len von dem Orte entfernt, wo die Jagd statt findet. In solchem Falle zieht man den Zauberer zu Rathe, welcher nach Empfang eines Geschenkes die Sache dadurch ausgleicht, daß der unvorsichtige Gelübdemacher zu Ehren des großen Hasen die Pfote, welche er nach Hause bringen wollte, verbrennen muß.

Gegen Ende des Hornungs wird die Bärenjagd beendigt, und um dieselbe Zeit jene des Drignals begonnen. Man findet große Herden dieser Thiere in den jungen Tannengehölzen. Um sie zu fangen, schließt man mittelst hoher und dicht stehender Pfähle zwei ungleiche Dreiecke, deren größeres einen sehr beträchtlichen Raum umfaßt, und mit dem kleinern an einem seiner Winkel durch eine Oeffnung verbunden ist. An diesem Eingange sind Schlingen gelegt, an der offenen Basis des großen Dreiecks aber stellen sich die Jäger in eine Reihe, und schreiten hierauf unter lautem Geschrei und dem Schalle einer Art Trommeln vorwärts. Die Drignals fliehen und suchen innerhalb der Pfahlhecke umsonst einen Ausweg, kommen endlich an die verrätherische Oeffnung und verwickeln sich in den gestellten Netzen. Diejenigen, welche wieder loskommen, stürzen sich in das kleinere Dreieck, wo sie leicht mit Pfeilen erlegt werden.

Die Jagd des Bison wird in den Savannen, welche den Missouri und seine Nebenflüsse begrenzen, während des Sommers vorgenommen. Die Indianer streifen durch die Ebene, und treiben die Heerden nach dem Strome hin. Wollen diese nicht fliehen, so zündet man das Gras an und

die Bisons sehen sich nun zwischen Flammen und Flutben eingeschlossen. Etliche Tausende dieser plumpen Thiere, laut brüllend und aus dem flackernden Feuer oder den brausenden Wogen Rettung suchend, von der Kugel oder dem Wurfspeeße getroffen niederstürzen zu sehen, ist ein erschütterndes Schauspiel.

Die Wilden bedienen sich auch noch anderer Angriffsmittel gegen die Bisons. Bald verummnen sie sich in Wolfspelze, um jenen zu nahen, bald locken sie durch Nachahmung des Brüllens eines Stiers die Kühe herbei. Im Spätherbste, wenn die Flüsse zu gefrieren anfangen, vereinigen sich die Jäger von zwei oder drei Volksstämmen, und jagen die Bisonheerden nach solchen Flüssen hin; ein Siou, in eine Bisonshaut gehüllt, läuft auf dem dünnen Eise über den Fluß, die betrogenen Thiere folgen, die schwache Brücke stürzt unter der schweren Last zusammen, und mitten unter den Eischollen werden die unbehüllichen Schwimmer niedergemacht. Die Jäger bedienen sich hiezu der Pfeile; der stumme Schuß dieser Waffe erschreckt das Wild nicht und der Schütze nimmt den Pfeil wieder, wenn das Thier gefallen ist. Die Flinte gewährt diese Vortheile nicht: mit dem Gebrauche von Pulver und Blei ist Getöse und Berlurst verbunden. — Man bemüht sich, die Bisons unter dem Winde anzugreifen, denn sie wittern sonst den Menschen auf eine große Weite. Der verwundete Stier geht auf den Jäger los; er vertheidigt seine Ruh und stirbt oft für sie.

Die Sious, welche in den Savannen am rechten Mississipi-Ufer, von den Quellen dieses Stro-

mes bis zum Wasserfalle St. Anton, umherschweifen, richten Pferde von spanischer Rasse ab und benützen sie zur Bisonjagd.

Oft haben sie auf dieser Jagd seltsame Gefährten, nämlich Wölfe, die im Gefolge der Indianer mitziehen, um der Abfälle der Jagd habhaft zu werden und Kälber, welche während des Angriffs sich verlaufen, wegzuschleppen. Oft jagen die Wölfe auch auf eigene Rechnung. Drei aus ihnen ergötzen eine Kuh durch allerhand Scherz; indeß nun letztere arglos mit voller Aufmerksamkeit dem Spiele der Verräther zusieht, packt sie ein anderer, im Grase versteckter Wolf an dem Euter, aber indem sie den Kopf dreht, um sich loszumachen, springen die drei Mitverschwornen ihr auf den Nacken.

In dem nämlichen Jagdreviere wird ein paar Monate später eine andere, nicht minder grausame, wiewohl ruhigere Jagd unternommen, jene der Tauben. Man fängt sie des Nachts bei Fackelschein auf den einzeln stehenden Bäumen, wo sie bei ihrer Wanderung vom Norden nach Süden ausruhen.

Die Heimkunft der Krieger im Frühlinge ist, wenn die Jagd gut gewesen, ein großes Fest. Man kehrt zu den Kanots zurück, überstreicht sie mit Bärenfett und Terpenthinharz, das Pelzwerk, das geräucherte Fleisch und alles Gepäck wird eingeschifft, und man überläßt sich dem Laufe der Flüsse, deren reißende Stellen und Wasserfälle durch das Anschwellen der Gewässer verschwunden sind. Nahe man den Dörfern, so wird einer der Indianer ans Land gesetzt und eilt, das Volk von der Ankunft der übrigen zu benachrichtigen. Weiber, Kin-



der, Greise und die zu Hause gebliebenen Krieger begeben sich an den Fluß und begrüßen die Flotte durch einen Zuruf, der von den Schiffen aus erwiedert wird. Die Piroguen wenden sich nun so, daß Bord gegen Bord, und die Spitze gegen das Ufer gekehrt ist. Die Jäger springen ans Land und kehren in derselben Ordnung nach dem Dorfe zurück, wie sie es verlassen haben. Ein jeder singt sein eigenes Lob: «Dazu gehört ein wackerer Mann, die Bären anzugreifen wie ich es that; dazu gehört ein wackerer Mann, solches Pelzwerk und solchen Ueberfluß an Lebensmitteln heimzubringen.» Das ganze Volk ruft Beifall; die Weiber tragen die Ausbeute der Jagd dem Zuge nach.

Auf dem öffentlichen Plage vertheilt man die Pelze und das Fleisch. Das Feuer der Rückkunft wird angezündet und die Zungenbänder der Bären hineingeworfen; sind sie fleischig und prasseln stark, so ist dieß von der allergünstigsten Vorbedeutung, sind sie hingegen trocken und verbrennen ohne Geräusch, so ist die Nation von irgend einem Unglücke bedroht.

Nun folgt der Tabakspfeifentanz, und endlich das letzte Jagdmahl, welches in einem lebendig aus dem Walde hergebrachten Bären besteht. Dieser wird vollkommen ganz, mit Haut und Eingeweide, in einem ungeheuern Kessel gekocht. Es darf, wie bei den Juden, nichts von dem Thiere übrig gelassen und sein Gebein nicht zerbrochen werden; auch muß das Wasser, worin man den Bären sott, bis zum letzten Tropfen ausgetrunken werden. Wenn ein Wilder nicht mehr zu essen vermag, ruft er andre zu Hilfe. Die Mahlzeit dauert acht bis zehn Stun-

den, die Theilnehmer verlassen die Tafel in einem entseßlichen Zustande; manche bezahlen das schreckliche Vergnügen, welches ihnen der Aberglaube auferlegt, mit ihrem Leben. Ein Sachem beschließt die Feierlichkeit mit folgenden Worten:

«Ihr Krieger, der große Hase hat unsre  
«Pfeile gesehen; ihr habt die Weisheit des Bibern,  
«die Klugheit des Bären, die Kraft des Bison,  
«die Schnelligkeit des Moosthiers gezeigt. Kehret  
«heim, und bringet den Feuermond mit Fischfang  
«und mit Spielen zu.» Diese Rede endet mit  
einem Dah! einem religiösen Ausrufe, der drei-  
mal wiederholt wird.

Die Thiere, welche den Wilden Pelzwerk liefern, sind: der Dachs, der graue, gelbe und rothe Fuchs, das Wiesel, der Waschbär, der graue und weiße Hase, der Biber, der Marder, die Zibethratte, die Tigerkatze, die Fischotter, der Luchs, das Stinkthier, das schwarze, graue und gestreifte Eichhörnchen, der Bär und verschiedene Arten Wölfe.

Die Häute zum Gerben kommen von dem Moosthiere, dem Elennthiere, dem Bergschaafe, dem Reh, dem eigentlichen und dem Damhirsche und vom Bison.

In der Verlags-Handlung von Friedr.  
Wagner zu Freiburg im Breisgau hat  
so eben folgende äußerst interessante Schrift  
die Presse verlassen:

# Denkschrift

für die

## Aufhebung

des

den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen

Cölibates.

(Mit drei Actenstücken.)

---

---



Ferner ist daselbst erschienen:

De vita et scriptis  
Conradi Celtis Protucii

Praecipui renascentium  
in Germania literarum restauratoris  
primique germanorum poetae laureati

opus posthumum

B. Engelberti Klüpfelii

o. s. a. Theologi Friburgensis

auctoritate consistorii academici  
Friburgensis

edendum curavit

Joannes Caspar Ruef

Jur. Dr. Mag. Duci Baden. a. concil. aul. jur.  
rom. prof. p. a. et bibliothecae academicae  
praefectus.

editionem absolvit

Carolus Zell

Phil. Dr. literarum graecarum et latinarum prof. p. o.

---

2 Tom. 4<sup>o</sup> 3 Thlr. od. 5 fl.

---

# Inhalt.

---

## Erster Theil.

	Seite.
Vorwort . . . . .	3
Vorrede : . . . . .	7
Einleitung : . . . . .	3 <sup>*)</sup>
Reise nach Amerika . . . . .	14

## Zweiter Theil.

Die Onondagas . . . . .	3
Die Seen von Canada . . . . .	26
Tagebuch ohne Datum . . . . .	37
Alte Denkmäler am Ohio . . . . .	48
Beilage. Abhandlungen über die Alter- thümer von Nordamerika . . . . .	55

---

\*) Es beginnt hier eine neue Paginirung, da Vorwort und Vorrede, welche letztere eine kurze allgemeine Geschichte der Reisen enthält, anfänglich bestimmt war, ein besonderes Bändchen zu geben, wovon man aber Abstand, weil die Seitenzahl zu gering gewesen wäre. Seine Vorrede ist von Hrn. von Kronsfels übersetzt, und erst das Folgende von Dr. Perleb.

## D r i t t e r   T h e i l .

	Seite.
Der Ohio und der Mississippi . . . . .	3
Beschreibung einiger Ansichten in Florida	24
Naturgeschichtliches . . . . .	45
Sitten der Wilden . . . . .	70
Eintheilung des Jahres. Natürlicher Kalender	120
Arzneikunde der Wilden . . . . .	124
Indianische Sprachen . . . . .	132
Jagd . . . . .	143

## V i e r t e r   T h e i l .

Krieg . . . . .	3
Religion . . . . .	40
Regierungsform . . . . .	51
Jetziger Zustand der nordamerik. Wilden .	93
Schluß. — Die vereinten Staaten . . . .	117
Die spanisch-amerikanischen Republiken .	130
Ende der Reise . . . . .	145

















